ORIENTIERUNG

Nr. 5 51. Jahrgang Zürich, 15. März 1987

Während der kommenden zwei Wochen werden verschiedenenorts von Wien bis Bonn, von München bis Luzern und Bern Gedenktage an die Ermordung von Erzbischof *Oscar Romero* (1980) gehalten. Am 12. März jährte sich zudem zum zehnten Mal der Todestag von *Rutilio Grande,* Jesuit und Pfarrer von Aguilares, der in El Salvador als erster einheimischer Priester-Martyrer verehrt wird. Grund genug, den Blick einmal mehr auf dieses leidgeprüfte Land zu richten und nach den Kräften Ausschau zu halten, die ihm auf dem Weg über den «Dialog» zum ersehnten Frieden verhelfen könnten.

Eine solche Kraft bilden heute nicht zuletzt die Nachfahren jener *Volksorganisationen,* für deren Lebensrecht sich sowohl Rutilio Grande wie Oscar Romero eingesetzt haben. So wie damals die mit ihnen solidarischen Exponenten der Kirche, Katechistinnen und Katechisten, Boten des Wortes, Schwestern, Priester, die Universität der Jesuiten (UCA), der Weihbischof von San Salvador und schließlich der Erzbischof der Verfolgung ausgesetzt, gefoltert, des Landes verwiesen, mit dem Tode bedroht und in einer blutigen Sequenz ermordet wurden, so wurden diese Organisationen auch selber zerschlagen. Man braucht nur oberflächlich in der 1985 erschienenen Biographie von Rutilio Grande[1] zu blättern und die dortigen Abkürzungsnamen der Volksorganisationen, allen voran den der christlichen Landarbeiter FECCAS (Federación Cristiana de Campesinos Salvadoreños) ins Auge zu fassen, um bei einem Vergleich mit heutigen Publikationen festzustellen, daß diese Namen alle verschwunden sind. Tatsächlich lagen sie von 1981-84 völlig darnieder und tauchten dann allmählich unter neuen Namen und mit neuen Zusammenschlüssen auf, bis es vor einem Jahr, am 8. Februar 1986, zur Gründung einer großen Dachorganisation und geeinten gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Volksbewegung, der UNTS (Unidad Nacional de los Trabajadores Salvadoreños) kam. Von ihren verschiedenen Sektoren und deren Geschichte, vor allem im Hinblick auf den Friedensdialog, soll im folgenden die Rede sein. Zuerst müssen wir aber einige Grunddaten der politischen und sozialen Situation in Erinnerung rufen.

# El Salvador – Suche nach Frieden

Das erste Grunddatum ist der mit der massiven Militärhilfe der USA im Jahre 1980 einsetzende Krieg. Nach der Umwälzung in Nicaragua und dem deutlichen Erstarken der kämpferischen Volksbewegung in El Salvador seit 1975 hatten die USA das kleine Land mit seinen 5 Millionen Einwohnern wie kein anderes im Auge. Es ist heute nach Israel, Ägypten und Pakistan das vierte Land in der Prioritätenliste der finanziellen amerikanischen Leistungen, wobei diese in El Salvador fast ausschließlich der Aufrüstung der Armee dienen: 770 Millionen Dollars im Jahr bzw. 2,2 Millionen im Tag. Dank dieser Aufrüstung scheinen die USA überzeugt zu sein, den Krieg in einigen Jahren – unbekümmert um die Opfer der Bevölkerung und die fortschreitende Zerstörung des Landes – «gewinnen» zu können. Ebenso an einen militärischen Sieg – in Verbindung mit einem Volksaufstand – glaubt die Nationale Befreiungsfront Farabundo Marti (FMLN). Angesichts der durch die Aufrüstung gegebenen technischen Übermacht der Armee hat sie sich aber auf die Guerilla-Taktik zurückziehen müssen. Ihre Präsenz gilt in 12 von 14 Distrikten als gesichert.

Das zweite Grunddatum ist der ungefähr gleich lang andauernde Ausnahmezustand, der mit dem Regierungsantritt von Ingenieur Napoleon Duarte von der DC (Democracia cristiana) am 1. Juni 1984 so wenig aufgehoben wurde, wie von den vorausgehenden Militärregierungen. Zu erinnern ist freilich an die guten Absichten zur Schaffung von gerechteren Wirtschafts- und Sozialstrukturen seitens einer ersten Junta, die sich nach dem Staatsstreich gegen die Militärdiktatur im Oktober 1979 gebildet, aber bereits im Januar 1980 wieder aufgelöst hatte. Auch eine zweite Junta (gemischt aus Militär und DC) setzte sich noch reformerische Ziele. Schließlich machte auch Duarte eine Reihe von Versprechen, aufgrund derer er die Unterstützung gewisser Volksorganisationen

## EL SALVADOR

**Alltäglicher Staatsterrorismus und Friedenssuche:** Zehn Jahre nach der Ermordung von *Rutilio Grande SJ* und sieben Jahre nach der Ermordung von Erzbischof *O. A. Romero* – Massive Zunahme der USA-Militärhilfe seit 1980 – Von den Militärjuntas zur gewählten Regierung N. Duarte – Andauernder Ausnahmezustand und verhinderte Reformen – Autonome Volksorganisationen waren von 1981 bis 1984/85 lahmgelegt – Option für eine militärische Lösung des Konfliktes – Folgen für die Zivilbevölkerung – Operation «Phönix» und kriegswirtschaftliche Regierungsmaßnahmen (Januar 1986) – Als Gegenreaktion Gründung einer Dachorganisation der gewerkschaftlichen-genossenschaftlichen Volksbewegungen (UNTS) – Dialog als einziger Weg zum Frieden – Ethisch-politischer Gehalt des Friedensdialogs. *Ludwig Kaufmann*

## FILM

**Andrej Tarkowskij (1932–1986):** Schmales, aber sehr gewichtiges Film-Œuvre – Entschied 1984, nicht in die Sowjetunion zurückzukehren – Suche nach einer Ästhetik, die nicht verklärt – Gegen eine analytische Deutung seiner Bilderrätsel – Wahre Individualität wird nur im Opfer gefunden – Das Kind, in dessen Tun die Wahrheit aufscheint – Zur Rezeption seiner Filme in der Sowjetunion. *Gudrun Ziegler, Mainz*

## PHILIPPINEN

**Erfahrungen einer Reise vor Ort:** Von philippinischen und deutschen Partnern organisiertes «Exposure»-Programm – Ziel: Sich der Situation stellen, sich dem möglicherweise Feindlichen aussetzen – Präzise Vorbereitung während eines Jahres – Der Europäer, ein gedankenloser Tourist und gnadenloser Händler – Psychogramm eines in der Marcos-Diktatur geschundenen Inselstaates – «Wieviel Armut kann ich ertragen?» – Wenn Arme und Reiche einander ausgeliefert sind – Lernprozesse sind immer unvorhersehbar – Aggressivität aus Hilflosigkeit – Die Warum-Fragen bleiben.

*Marietta Peitz, Waakirchen*

## BIBEL

**Erfahrung des befreienden Gottes:** *Aus christlich-jüdischer Bibelarbeit (2)* – Die im Text von 19,3–9 reflektierte historische Erfahrung – Befreiung aus dem Sklavenhaus Ägypten ist ganzheitlich zu verstehen – Ihre Aktualisierung im Bekenntnis Israels und in der Paschafeier – Wider eine enthistorisierende Interpretation der Schrift – Befreiung beinhaltet den Entwurf einer solidarischen Gemeinschaft – Kein Priestertum im Neuen Testament.

*Hubert Frankemölle, Paderborn*

## BÜCHERHINWEIS

**Repräsentanten der Befreiungstheologie:** Über Erzbischof Romero und Kardinal Arns (São Paulo) – Die pastorale Dimension der Menschenrechte – Profil einer schwesterlichen/brüderlichen Kirche. *L. K.*

erhielt, von denen unten die Rede ist. In Wirklichkeit wurden diese Versprechen nicht oder nur zum kleinsten Teil erfüllt, und schon nach dem ersten Regierungsjahr mußte ernsthaft in Frage gestellt werden, ob Duarte im Sinne der Bedürfnisse und nationalen Interessen des Volkes von El Salvador eine reale Macht ausübe, oder sich schlicht als «Gérant» der Interessen der Administration Reagan aufführe.[2]

Zu dieser Rolle gehörte es freilich, daß mindestens in der Hauptstadt ein Minimum formaler Demokratie und Respektierung der Menschenrechte unter den Augen der internationalen Presse in Erscheinung trat; dies ermöglichte Veranstaltungen und sogar Massendemonstrationen, die an sich im Ausnahmezustand illegal waren und außerhalb der Stadtgrenzen auch meistens stark behindert wurden. Vor allem aber gehörte es zu dieser Rolle, mit allen Mitteln den Krieg zu intensivieren.

### Operation «Phönix» und Wirtschaftsmisere

Der Gründung der UNTS gingen zwei Ereignisse voraus.

Unter namentlicher Bezugnahme auf eine der blutigsten Aktionen des Vietnamkrieges wurde am 10. Januar 1986 gegen die Zivilbevölkerung im Guazapa-Gebiet die «Operation Phönix» als kombinierte Luft-Boden-Invasion durchgeführt. Nach siebenstündigem Bombardement dringen 5500 Soldaten, darunter drei Elitebataillone und verschiedene Spezialeinheiten, in die Gegend ein. Nach einer zweimonatigen Menschenjagd auf die letzten Zufluchtslöcher haben sie folgendes «erreicht»:

- 257 Menschen der Zivilbevölkerung zu töten, darunter Kinder und fünf schwangere Frauen;
- 1345 zuvor bombardierte, fliehende, verhungernde und verdurstende Menschen gefangenzunehmen;
- eine Landschaft der verbrannten Erde nochmals zu verbrennen;
- die letzten bisher nicht entdeckten Felder (etwa 150 ha) und die letzten bei früheren Invasionen niedergebrannten und immer wieder notdürftig zum Weiterleben hergerichteten armseligen 462 Häuser zu zerstören;
- Mitglieder der «poderes populares» der Basisgemeinden und der Gesundheitsversorgung zu identifizieren – oft genug unter Anwendung von Folter – und in Gefängnissen verschwinden zu lassen.[3]

Um den auf diese Weise intensiver geführten Krieg zu finanzieren – ähnliche Operationen wurden in anderen Gegenden wiederholt –, gab Duarte am 22. Januar 1986 ein sogenanntes «erstes Maßnahmenpaket» bekannt, das den offiziellen Namen «Programm zur Stabilisierung und wirtschaftlichen Reaktivierung» trug. Für die Arbeiter brachte es eine massive Senkung des realen Einkommens, insofern die Abwertung der nationalen Währung (Colon) durch die Erhöhung der Nominallöhne in keiner Weise wettgemacht wurde. Wenn ein Landarbeiter vorher im Tag Colon 5.20 verdiente, bedeutete das 2.08 Dollar. Nach einer Erhöhung um Colon 2.80 senkte sich sein Lohn de facto auf 1.60 Dollar. Ähnlich verhielt es sich für einen Arbeiter in Industrie oder Handel: Verdiente er vorher 390 Colones im Monat, so entsprach das 156 Dollar; erhöhte sich der Nominallohn jetzt um 60 Colon, so war das Äquivalent seines Monatslohnes nur noch 90 Dollar, d.h. ein Verlust von 66 Dollar auf der Einkommensseite. Die Erklärung liegt natürlich im Emporschnellen der Preise, lag doch die Teuerung je nach Sektor zwischen 46 Prozent (Brennmaterial), 100 Prozent (Baumaterial) und über 150 Prozent (Medizin). Für viele Arbeiterfamilien war die Folge ein Absinken unter das Existenzminimum. Für die Landarbeiter und Kleinbauern einschließlich mittlerer Betriebe erhöhten sich die landwirtschaftlichen Produktionskosten um über 100 Prozent, während die Absatzpreise nur um 38 Prozent stiegen. Ein Campesino erlitt somit einen Verlust von 62 Prozent in seinem Einkommen. Alles in allem vergrößerte das Maßnahmenpaket Armut und Elend, und die breiten Volksmassen sollten auf diese Weise für einen Krieg zahlen, der gegen sie geführt wurde.

Die Gründung der UNTS als einer vereinigten Volksbewegung muß als Antwort auf die katastrophale Politik der Regierung Duarte bzw. ihrer Auftraggeber in den USA angesehen werden. Tatsächlich betrachtet nicht nur Duarte, sondern die Regierung Reagan die UNTS als ihren Feind und betreibt eine entsprechende Diffamierungskampagne. Sie äußerte sich gerade in den letzten Wochen durch Aktionen der US-Botschaften in Dänemark, Italien und der Schweiz gegen eine Informationsreise von vier Mitgliedern des zehnköpfigen Exekutivkomitees der UNTS. Die Gegenmaßnahmen haben bereits Tradition: Ihre zentrale Steuerung kommt von dem 1962 gegründeten US-Institut «für die Entwicklung freier Gewerkschaften» in Lateinamerika mit Filialen an den verschiedenen Botschaften. Die Praxis läuft darauf hinaus, wie sich belegen läßt, führende Gewerkschafter mit Bestechung usw. aus den Volksbewegungen herauszubrechen.[4]

### Gründung und Zusammensetzung der UNTS

Die Einsetzung dieses Exekutivrates war der praktisch wichtigste Akt der Gründungsversammlung vom 8. Februar 1986. Sie umfaßte nicht weniger als 1200 Delegierte aus dem ganzen Land und fand unter freiem Himmel statt. Hier nun die Aufzählung der Hauptsektoren, aus denen sich die neue Volksbewegung zusammensetzt.

▷ Zusammenschluß der Industriearbeiter-Gewerkschaften (CSD). Das sind Föderationen mit langer gewerkschaftlicher Tradition.

▷ Koordination der Angestellten öffentlicher Betriebe wie Schulen (Lehrergewerkschaft), Wasser- und Elektrizitätswerke, Spitäler, Telefon. Die letztgenannten Bereiche stellen die Schlüsselgewerkschaften, deren Zerstörung die Regierung im Jahr 1985 versucht hatte. Die Telefongewerkschaft brachte es in jenem Jahr auf sieben Streiks. Ihr Leader, Humberto Centeno, wurde am 8. November 1985 zusammen mit seinen beiden Söhnen (17 und 20 Jahre alt) verhaftet, aber selber auf internationalen Druck und aufgrund eines Solidaritätsstreiks seiner wichtigen Gewerkschaft nach fünf Tagen entlassen. Die beiden Söhne wurden als «Geiseln» zurückbehalten und sind nun schon 14 Monate im Gefängnis.

▷ Föderation der Genossenschaften, vor allem für landwirtschaftliche Selbsthilfe, ferner für Transport und Kredit. Ihre Ursprünge gehen auf den Kennedy-Plan für Lateinamerika zurück. Sie radikalisierte sich, als die angekündigte Agrarreform ausblieb.

▷ Union der Landarbeiter. Zahlenmäßig bei weitem der wichtigste Sektor, handelt es sich hier um Campesinos ohne Land und um Organisationen, denen bis heute die rechtliche Grundlage fehlt. Denn dem Landarbeiter ist die Koalitionsfreiheit versagt, unter allen Arbeitern ist er der rechtloseste.

▷ Die nationale Vereinigung der «Indigenas», d.h. der indianischen Minderheiten (ANIS). Die hier Vertretenen sind weitgehend identisch mit der vorausgehenden Gruppe, denn die Mehrheit der Campesinos ohne Land gehört zu ihnen. In der Gesamtbevölkerung machen sie 25 Prozent, ja soweit sie an Kleidung, Sitte und Brauchtum festhalten nur noch 9 Prozent aus.

Die Geschichte ihrer Unterdrückung und ihrer Aufstände gründet vor allem in der Wegnahme ihres guten Landes durch die Kaffee-Oligarchie im 19. Jahrundert. Einen wichtigen Einschnitt stellte der Campesino-Aufstand von 1932 (ausgelöst durch die Weltwirtschaftskrise) dar, bei dessen Niederwerfung 35000 Tote, zumeist Indigenas, darunter zwei Häuptlinge (Kaziken) zu beklagen waren. Die Erinnerung an diesen Massenmord (La matanza) ist immer noch lebendig. Der Vater des Vertreters der ANIS im Exekutivrat der UNTS gehört mit seinen 112 Jahren zu den Überlebenden, die von diesem und weiteren Massakern (1944 an der Grenze zu Guatemala) erzählen können. Besonders lebhaft vor Augen steht aber das Massaker von Las Ojas vom

[1] Rodolfo Cardenal, Historia de una Esperanza. Vida de Rutilio Grande, UCA-Editores, San Salvador 1985, 603 Seiten.

[2] Vgl. Dos años mas de Gobierno de Duarte, Editorial von ECA = Estudios Centroamericanos 41 (1986), Mai/Juni, S. 375–387.

[3] Vgl. Bernd Päschke, Befreiung von unten lernen. Zentralamerikanische Herausforderung theologischer Praxis, edition liberación, Münster 1986, S. 157. Vom selben Autor und im gleichen Verlag erschien 1985: Salvadorianische Passion. Semana Santa in El Salvador. Mit Texten und Liedern auf Monseñor Romero und andere Martyrer und Martyrerinnen.

[4] Vgl. die Analyse der Tätigkeit des Instituts im Aprilheft 1986 von ECA (vgl. Anm. 2). Ein Mitglied der Delegation wußte selber genau von den Angeboten zu erzählen, die ihm und seiner Familie gemacht wurden.

22. Februar 1983. An diesem Tag wurden 73 Indigenas ermordet, die sich zu einer Kooperative mit eigenem Land zusammengeschlossen hatten. Um sie loszuwerden, wurden sie von den umliegenden Großgrundbesitzern kurzerhand der Armee als angebliche Guerilleros denunziert. Der Oberst, der die Aktion mit 200 Soldaten durchführte, erhielt jüngst (Januar 1987) – wie die Indigenas sagen «zur Belohnung» – von Duarte den Posten eines Chefs der Logistik der Armee. Duarte war bei seiner Wahl 1984 von den Gruppen der ANIS unterstützt worden, weil er versprach, die Schuldigen am Massaker von Las Ojos würden zur Rechenschaft gezogen, und weil er ferner die Schaffung eines Instituts für indianische Kultur zusagte. Da er beide Versprechen nicht einlöste, wandten sich die Indigenas von ihm ab, was er mit einer Beschlagnahme der Büros der ANIS und der Schaffung einer mindestens auf dem Papier bestehenden Gegen-ANIS beantwortete. Die Ursprüngliche und jetzt mit der UNTS vereinigte Organisation nennt sich deshalb heute «nicht-gouvernementale ANIS».

Faßt man alle aufgezählten Sektoren zusammen, kommt man auf schätzungsweise vier- bis fünfhunderttausend Mitglieder in 120–150 Einzel-Gewerkschaften und -Genossenschaften. Bei ihrer ersten Großdemonstration am Tag der Campesinos im Mai 1986 brachten sie es trotz aller Behinderungen auf 10000 Teilnehmer. Noch größer soll die Zahl bei einer Demonstration im vergangenen Januar gewesen sein. Im Januar wurde die Demos übrigens unverhofft «legal», weil die Bestreikung des Parlaments durch die extreme Rechte – Grund war Duartes neue, die Unternehmen treffende Kriegssteuer – verhinderte, daß der jeden Monat für die Verlängerung des Ausnahmezustandes fällige Parlamentsbeschluß zustande kam.

**Allianzen für den «Dialog»**

Die Ziele der UNTS richteten sich einerseits direkt *gegen* das Maßnahmenpaket von Duarte, insofern es die Interessen des breiten Volkes verletzte, und *für* die Durchführung einer zweiten Phase der Agrarreform sowie die Lösung der Schuldenlast von den Kooperativen und die Berücksichtigung der Menschenrechte. All dies verknüpfte sich mit der Forderung nach einem Dialog als einzigem Weg zum Frieden, wobei die erwähnten Forderungen mit zum Inhalt des Dialogs gehören sollten.

Mit dem Ziel des Friedens und des Überlebens der Arbeiter wurden von der UNTS in der Folgezeit verschiedene Kongresse bzw. «Foren» zusammen mit anderen Institutionen bzw. Organisationen abgehalten, so mit der UCA, mit den Kleinunternehmern und sogar mit der Partei der Nationalen Versöhnung (PCN). Den Höhepunkt bildete ein Kongreß am Ende des Monats November 1986 zur «Suche nach dem Frieden» (Embusca de la Paz), zu dem 170 US-Amerikaner aus christlichen Gruppen, Gewerkschaften und Solidaritätskomitees zur UCA von San Salvador angereist kamen. Die Regierungskreise reagierten mit einer Pressekampagne, wonach eine kleine Terroristenminderheit in den USA, der verlängerte Arm der FMLN, Krieg und Zerstörung ins Land bringe. Nicht genug damit, führte die Regierung Duarte erstmals seit 1954 einen Visumzwang für US-Bürger ein, wogegen man aus den USA bis dahin sogar ohne Paß hatte einreisen können.

In den Anlässen der UNTS etc. wird ein Konzept des Friedensdialogs sichtbar, das von einer doppelten Voraussetzung ausgeht. Die eine besteht darin, die Regierung wie auch die FMLN je auf ihre Weise als legitime und legitimierte Partner des Friedensdialogs anzusehen. Die zweite Voraussetzung geht von der negativen Erfahrung aus, daß Regierung, regierende Parteien wie die Armee auf der einen Seite und die Guerilla (FMLN) auf der andern Seite sich allein als unfähig zum Dialog und zur Schaffung von Wohlfahrt und Frieden für die großen Mehrheiten der Bevölkerung erwiesen haben. Dabei ist bestimmend die positive Erfahrung, daß mit den verschiedenen, oben beschriebenen gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Föderationen, zusammen mit christlichen Basisgemeinden, Menschenrechtsgruppen u.a.m. das Volk selbst als Subjekt, als direkter Sprecher seiner eigenen Bedürfnisse und Interessen in die Geschichte eingreift und jenes Podium betritt, das bisher allein die Parteien, das Militär und die Guerilla besetzt hielten.[5]

Der nächste Kongreß dieser Art an der UCA ist auf den 27./28. März anberaumt. Delegationen von Gewerkschaften und kirchlichen Gruppen werden aus ganz Lateinamerika erwartet. Bedeutsam an solchen Anlässen ist nicht zuletzt die gegenseitige Anerkennung. Sie stellt zum Beispiel seitens gewisser linker Gewerkschaften gegenüber den kirchlichen Gruppierungen ein Novum dar. Umgekehrt ist freilich noch längst nicht «die» Kirche, auch nicht die ganze Hierarchie für diese auf Dialog und Frieden ausgerichtete Politik gewonnen. Zumal die Zeitschriften der UCA werben aber unentwegt dafür, daß dem Dialog und damit dem Überleben der Mehrheiten des Volkes die unbedingte Priorität eingeräumt und darin *das* Zeichen der Zeit gesehen wird, dem die Kirche heute ihre ganze Pastoral unterordnen muß.

*Ludwig Kaufmann*

[5] I. Ellacuria, Análisis ético-pólitico del proceso de diálogo en El Salvador, in: Estudios Centroamericanos 41 (1986), S. 727–751. I. Ellacuria spricht von diesem neuen Aufbruch des Jahres 1986 als von einer «dritten Kraft» (tercera fuerza), um einmal ihren unterschiedlichen Status gegenüber Regierung und FMLN hervorzuheben. Gleichzeitig verbindet er damit die Hoffnung, daß sie im Sinne einer «gesellschaftlichen Kraft» durch Einzelaktionen und den Kampf um konkrete Einzelziele (in Menschenrechtsfragen, der Sozial- und Steuergesetzgebung, der Landreform u.a.) zu einer Humanisierung des Konfliktes beitragen kann, daß damit auch die FMLN ihr *politisches* Potential zum Frieden beitragen kann, bevor sie durch die von den USA unentwegt betriebene Aufrüstung der Armee militärisch aufgerieben wird. Ein solcher Sieg der Armee kann El Salvador nur menschlich, politisch und ökonomisch zerstören (vgl. die Bekanntgabe von Erzbischof Rivera y Damas vom 28. Dezember 1986, daß im Jahre 1986 *allein* von den Kämpfen und den Todesschwadronen 1725 Opfer zu beklagen sind, die Gesamtzahl der Flüchtlinge in bzw. aus El Salvador beläuft sich heute auf anderthalb Millionen!).

# Nur Schmetterlinge haben ein leichtes Leben

Über Andrej Tarkowskij

«Freiheit – ist das Bringen von Opfern im Namen der Liebe.» So schrieb der russische Filmregisseur in seinem Buch «Die versiegelte Zeit»[1]. Er selbst brachte dieses Opfer, als er sich im Juli 1984 entschloß, nicht in die Sowjetunion zurückzukehren. Das Opfer war groß und die Freiheit nur von kurzer Dauer. Am 29. Dezember 1986 verstarb Andrej Tarkowskij in Paris.

Daß er der Krankheit nicht entrinnen konnte, wußte er; er ahnte aber auch, daß ihn noch etwas anderes zugrunde richten könnte: das Heimweh, die russischste aller Krankheiten. Toska nannte man sie im 19. Jahrhundert; nostalghia hieß sie bei Tarkowskij. Auch schon ein Alexander Puschkin litt an dieser Krankheit, obwohl er nie sein Land verlassen hatte. Dieses Heimweh ist nämlich mehr als Trauer um Verlust. Es ist Freude und Erinnern, Sehnsucht und Zorn, und es ist Hoffnung ... Wenn man Tarkowskijs wenige Filme Revue passieren läßt, dann findet man dies alles in einem Ausmaß bestätigt, das schon beängstigend ist. Beängstigend, weil er dabei nach einer Schönheit strebte, die nicht verklärt, die nicht von der Erdenlast enthebt, sondern die ein Rätsel bleiben wird – so wie jene Tiefe der russischen Seele, für die uns Tarkowskij schon längst zum Inbegriff geworden ist. Opfer, Heimweh, Schönheit, Hoffnung – in diesen für uns heute fast zweifelhaften Begriffen entfaltet sich der ganze Bildkosmos, die ganze Philosophie des Andrej Tarkowskij.

«Filmemachen» – so sagt er – «ist die Kunst, das Licht von der

[1] A. Tarkowskij, Die versiegelte Zeit. Gedanken zur Kunst, zur Ästhetik und Poetik des Films. Berlin 1985. (Erweiterte Neuauflage vorgesehen.)

Finsternis, das Wasser von der Feste zu scheiden». Bevor sich der 1932 geborene Tarkowskij selbst dem Film zuwandte, hatte er sich schon in verschiedenen Sparten versucht: hatte Musik und Malerei studiert, danach orientalische Sprachen und war als Geologe durch Sibirien gereist. 1961 bestand er schließlich an der Moskauer Filmhochschule als Schüler des berühmten Michail Romm sein Examen. Seine Diplomarbeit: der Kurzfilm «Die Walze und die Geige».

**Vertrauen auf die Erkenntnisfähigkeit des Menschen**

Mit «Iwans Kindheit» (1962), dem ersten großen Film, machte der Regisseur Tarkowskij auch im Ausland auf sich aufmerksam. Er erzählt die Geschichte eines Jungen, der durch die Wirren des Krieges um seine Kindheit betrogen wird. Schon hier zeigte sich Tarkowskij unverwechselbar. Träume, Alpträume und Wirklichkeit wechseln miteinander ab, durchdringen sich und bilden schließlich die Chiffre für den Glauben des Regisseurs an eine bessere Welt, für sein grenzenloses Vertrauen auf die Erkenntnisfähigkeit des Menschen. Davon wird er auch in Zukunft nicht ablassen. Wenn er den zwölfjährigen Iwan glücklich sein läßt, dann ist dieses Glück frei von Ideologien; wenn er die glücklichen Visionen in die Schrecken des Krieges eindringen läßt, dann wird die ganze Verzweiflungsfähigkeit des Menschen deutlich.

Tarkowskij hat sich zeit seines Lebens gegen eine Deutung seiner Bilderrätsel gewehrt. «Wenn man eine Uhr auseinandernimmt, geht sie nicht mehr. Und so ist es auch mit einem Kunstwerk; man kann es nicht analysieren, ohne es zu zerstören.»

In unserer analytischen Zeit ist dies ein geradezu archaisches Postulat. Doch seine Bilder vor Augen, die sich jeglicher ästhetischer Dimension entziehen, ja, die fast aus einer anderen Welt sind, glaubt man ihm aufs Wort, wenn er sagt: «Ich bin für eine Kunst, die dem Menschen Hoffnung und Glauben gibt ... schließlich dürstet die Seele nach Harmonie, während das Leben voller Disharmonien ist.»

**Nur durch Opfer zu wahrer Individualität**

In «Andrej Rubljow», der Film entstand bereits 1965/66, konnte aber erst 1969 in Cannes gezeigt werden, gelang Tarkowskij ein eindrucksvoller Beweis für seine «Theorie». Die Lebensgeschichte des wohl berühmtesten russischen Ikonenmalers, über den man so gut wie gar nichts weiß, gibt vordergründig einen eindrucksvollen Blick auf das Rußland des 15. Jahrhunderts preis. Doch Tarkowskijs Trachten ging weiter, tiefer, war zeitlos. Schönheit und Kunst, hier die fast entrückte Herrlichkeit der Ikonen, und die grausame Wirklichkeit, hier die Mißhandlung eines ganzen Volkes - wie paßte das zusammen? Nun, weil auch Tarkowskij für sich selbst glaubte: «Der Künstler ist ein Diener, der sozusagen seinen Zoll für die Gabe entrichten muß, die ihm wie durch ein Wunder verliehen wurde. Der moderne Mensch aber will sich nicht opfern, obwohl wahre Individualität doch nur durch Opfer erreicht werden kann.»

«Andrej Rubljow» wurde übrigens erst 1973 von den sowjetischen Behörden endgültig freigegeben. Heute gehört der Film zum festen Repertoire der Kinos.

Von Anfang an galt Andrej Tarkowskij in seiner Heimat als schwieriger, eigensinniger Filmemacher, der sich keiner Gängelung unterwarf. Er arbeitete präzise und langsam. Eine einzige Einstellung kostete zuweilen einen ganzen Drehtag. Obwohl stets argwöhnisch beobachtet, ließ man ihn in Ruhe arbeiten.

Böse Zungen behaupteten, daß Tarkowskij mit «Solaris» (1972) die sowjetische Antwort auf *Stanley Kubricks* «2001» geben wollte, daß er nach einem großen Kinoerfolg schielte. Das Science-fiction-Thema sprach dafür, doch die Romanvorlage des polnischen Autors *Stanislaw Lem* entschieden dagegen. Tarkowskij hatte mit diesem Film großen Erfolg, aber er war mit keinem Schritt von seinem Weg abgewichen. Spektakuläre Zukunftsabenteuer waren ihm unwichtig; was zählte, war die Botschaft: Liebe läßt sich nicht erklären; der Mensch braucht Geheimnisse, um überleben zu können. Was die Wissenschaftler einer Orbitalstation in «Solaris» erleben, welche Macht der «denkende Ozean» auf ist ausübt, das ist eine grandiose Mischung aus Tiefenpsychologie und fast naivem Glauben. Dahinter steht wieder Tarkowskijs unerschütterliches Vertrauen in die Erkenntnisfähigkeit des Menschen, seine kaum zu beschreibende, aber urrussische Hoffnung auf Gott und dessen Ratschluß.

**Blick hinter den Spiegel - Zugang zum Du**

Mit seinem nächsten Film «Der Spiegel» (1974) stieß Andrej Tarkowskij bei den sowjetischen Kritikern auf einhellige Ablehnung. Man bezichtigte ihn des «radikalen Subjektivismus». Und tatsächlich ist dieser Film, der keine zusammenhängende Geschichte erzählt, stark autobiographisch. Das Sujet kreist um die Identitätskrise eines Vierzigjährigen. In fragmentarischen Bildern erschließt sich ihm die Kindheit und nicht nur die eigene Geschichte als eine Geschichte von Individuen.

Tarkowskij, auf der Suche nach seiner eigenen Vergangenheit, begleitet die assoziativen Bild- und Gedankensplitter mit Versen seines Vaters, des Lyrikers *Arsenij Tarkowskij*. Und er träumt den nie ausgeträumten Menschheitstraum - einmal hinter den Spiegel zu blicken, hinter dem sich vielleicht der Zugang zum Du befindet.

«Wir waren allein in der Welt. Aus jeder unserer Begegnungen hatten wir ein Fest gemacht. So leicht und so frei wie eine Vogelfeder gingst du die Stufen hinunter und zogst mich fort, wie im Taumel unter den Flieder, in dem Regentropfen glänzten, an einen anderen Ort, zu dir, auf die andere Seite des Spiegels ...»

So heißt es bei Tarkowskijs Vater. Andrej Tarkowskij, der Sohn und Filmregisseur, suchte noch einmal nach diesem anderen Ort hinter dem Spiegel - in «Stalker», der 1979 fertiggestellt war, aber in der Sowjetunion nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit laufen konnte.

Hier ist von einem geheimnisvollen Zimmer die Rede, von einem Ort, wo die Erlösung der Menschheit wartet. Eine Illusion? Nicht für Stalker, den Führer zu diesem Ort. Dieser ehemalige Häftling, den heiligen Narren der orthodoxen Überlieferung sehr ähnlich, kennt den Weg, allein er darf den Raum nicht betreten. Aber was bedeutet ihm schon das Ziel? Schon der Weg dorthin ist ihm wichtig. Und: Da er selbst nicht erlöst werden kann, wünscht er doch allen anderen Erlösung aus einer Welt, die ein Gefängnis ist. Weder politische noch soziale, weder philosophische noch ästhetische Waffen können die Gefängnismauern niederreißen. Verlaß, so Stalker, so Andrej Tarkowskij, ist einzig und allein auf die Hoffnung. Und die heißt, so darf man ergänzen, in Rußland seit je: Glaube.

**Bilder wie Träume von einem anderen Dasein**

Als Tarkowskij 1983 zusammen mit seiner Frau in den Westen reisen konnte (mit einer befristeten Genehmigung), hatte er in der Sowjetunion ganze fünf Filme gedreht, und die wurden obendrein in den Kinos nicht gezeigt. In Italien entstand «Nostalghia». - «Dieser Film wurde zum Echo meines Seelenzustandes, meines Leidens.» Worum geht es in diesem wasserdurchfluteten, geheimnisvollen Streifen? «Bei einem Russen gehört


Im Juli und August 1987 werden erneut

**Friedensbrigaden nach Nicaragua**

reisen, mit dem Ziel, Leben und Arbeit mit den Menschen in diesem Land zu teilen. (Dauer: 4 bis 6 Wochen.)
Orientierungstreffen: 4. April 1987, 14.00 Uhr, im Bahnhofbuffet Zürich, 1. Stock.
Auskünfte bei: Katharina Furrer, Dragonerstraße 29, 5600 Lenzburg
Hanna Stierstadt, Roswiesenstraße 140, 8051 Zürich

Nostalgie geradezu zu seiner Natur. Wenn er durch die Welt reist, will er ständig Vergleiche ziehen, wobei Rußland stets besser abschneidet.» Das ist die eine Seite des Filmes; die andere, die mystische – sie ist kaum zu entschlüsseln. Denn hier gilt ohne Einschränkung: «Seine Bilder sind wie Träume von einem anderen Dasein.»

Mitte 1984 erklärte Andrej Tarkowskij, daß er nicht in die Sowjetunion zurückkehren wolle. Er, der vom Schönen in der Kunst besessen war, sah keinen anderen Ausweg. Seinen letzten Film «Das Opfer» drehte er auf der Insel Gotland – schon unheilbar erkrankt. Nicht ohne Grund wählte er diesen Titel. «Ich wollte zeigen, daß der Mensch seine Bindung zum Leben wiedergewinnen kann, indem er das feierliche Bündnis zwischen sich selbst und dem Ursprung seiner Seele erneuert.»

Das Sujet des Filmes: Ein Mann gelobt Gott, für immer allem zu entsagen, woran sein Herz hängt, um durch dieses Opfer «die Menschen aus dem Wahnsinn und der Erbarmungslosigkeit der modernen Zivilisation» zu erretten. Gelübde, Opfer, Hoffnung. Für Andrej Tarkowskij waren dies keine leeren Worte – und so schleppt das namenlose Kind unverdrossen Wasser zu einem verdorrten Baum ..., denn vielleicht würde er wieder blühen.

*Gudrun Ziegler, Mainz*

# Wie viel Armut könnt ihr ertragen?

Christen aus Wohlstands-Deutschland im philippinischen Experiment

Zu einem «Exposure-Programm» hatte die deutsche Kommission von «Justitia et Pax» für den 5. Februar 1987 führende Leute aus Politik, Wirtschaft und Kirche auf den Inselstaat der Philippinen eingeladen. Gefragt waren ein wenig Mut, ein wenig Demut, um sich einzulassen in die Welt der Armen. Viele sagten ab; zwanzig blieben übrig, unter ihnen *Dr. Kamphaus,* Bischof von Limburg, *Dr. Kronenberg,* Generalsekretär des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, *Dr. Richard Brandtner,* Vorstandsmitglied der Kreditanstalt für Wiederaufbau sowie – überraschenderweise – Vertreter fast aller großen Entwicklungshilfeorganisationen, für die die Dritte Welt eigentlich das tägliche Brot sein müßte, und auch einige furchtlose Damen aus den katholischen Verbänden, der Frauenarbeit, der Politik.

«Exposure» war angesagt, ein – wie mir berichtet wurde – in Asien entwickelter Prozeß der unmittelbaren Lernerfahrung, in dem auch Betroffenheit ihren Platz haben sollte inmitten all der wissenschaftlich erarbeiteten Daten und Fakten. «To expose oneself» – das kann übersetzt werden mit «sich einer Situation stellen, sich Ungewöhnlichem, möglicherweise sogar Feindseligem aussetzen»; genau so war es von den Veranstaltern gedacht. Begegnung des Europäers mit der Welt Asiens, Begegnung des Reichen mit dem Armen, Begegnung der Gebenden mit den Empfangenden. Nicht am grünen Tisch, sondern von Angesicht zu Angesicht.

Ausgehend von der Tatsache, daß in den letzten drei Jahrzehnten viele der großen Entwicklungshilfeprojekte am Menschen vorbei, über ihn hinweg oder gar unwillentlich gegen ihn geplant und durchgeführt worden sind, suchte dieses Dialogprogramm nun wieder den fast verschütteten Zugang zu den Ärmsten der Armen. Gemeinsames Erfahren an der Basis, gemeinsames Nachdenken über Lösungsmöglichkeiten, Hilfe zur Selbsthilfe, Überwindung der Armut aus eigener Kraft, Erlebbarkeit des «Teufelskreises der Unterentwicklung», Ausstieg – für ein paar Tage – aus Mächten und Monopolen um der einfachen Menschenbegegnung willen – so etwa lauteten die Stichworte.

Partner dieses «närrischen Programms», das schon einmal erfolgreich in Indien durchgeführt worden war, waren auf den Philippinen nichtstaatliche Organisationen, CENDHRRA (Zentrum zur Entwicklung menschlicher Reserven im Ländlichen Asien) vor allem. Ohne Zögern hatten sie zugestimmt, als Ministerialdirigent *Karl Osner* (BMZ), der geistige Vater des Unternehmens, ihnen vor einem Jahr seine «Utopie» vorgetragen hatte. Ein solches Abenteuer – das entsprach wohl der seelischen Gestimmtheit Asiens, deren Christen schon lange die Devise ausgegeben hatten: «Geh zum Menschen! Begegne ihm dort, wo er ist. Laß dich beschenken von dem, was er hat. Schweige mit ihm über das, worüber er schweigt. Bete mit ihm zu dem Gott, der ihn annimmt.»

Ein Jahr präziser Vorbereitung war der Reise vorangegangen; jeder Schritt wurde genau abgestimmt zwischen den deutschen und den philippinischen Partnern. Bis hin zu der Überlegung, während der drei Manila-Tage aus Sicherheitsgründen die deutsche Delegation ausgerechnet im «Hilton»-Hotel unterzubringen. Das mußte den Kontrast noch verschärfen, die Frage nach sozialer Gerechtigkeit mit einem zusätzlichen Akzent versehen. So geschah es denn auch.

**«Lernen? Von uns ...?»**

Für uns deutsche Teilnehmer – viele kannten sich untereinander kaum oder gar nicht – begann die Einübung bereits in der DC-10 der Philippine Airlines. Alles, worüber wir in den nächsten zehn Tagen heftig nachdenken und diskutieren sollten, war im Ansatz bereits vorgegeben durch die Zusammensetzung der Passagiere: Macho-Bayern mit Gamsbart auf dem Weg zu den Lüsten Thailands, hochkarätige Fachleute swingend zwischen den Rohstoff-Ausbeutungsgebieten dieser Erde, eine lärmende Gruppe von «Abenteuerreisenden» unterwegs zu den Bergstämmen Mindanaos, Pärchen mit oder ohne Kleinkind, der Mann immer Europäer, die Frau immer Asiatin; aus den Golfstaaten heimkehrende Gastarbeiter, teure Konsumweltbrocken im Handgepäck, Transistorradios, Uhren, Whisky.

«Für die Taufe meiner Tochter» erklärt seine zehn Flaschen Alkohol ein neben mir sitzender Filipino mittleren Alters. So sind wir im Gespräch. Als Maschinist arbeite er auf deutschen Handelsschiffen, berichtet der Mann stolz. Nein, ausgenützt würde er nicht von seinen Arbeitgebern, anständig behandelt an Bord, auch anständig bezahlt. Sobald er jedoch genug Geld gespart habe, würde er aufhören mit diesem Job. Jedes Jahr neun Monate Abwesenheit von zuhause; für einen Filipino sei das wirklich kein Leben; nichts als ein Opfer, um der Familie leben zu helfen. Drei Kinder habe er, die jüngste Tochter noch nicht gesehen ...!

Dann jäh die Frage an mich, die Deutsche: wie das Referendum ausgegangen sei? «80% Ja-Stimmen», antworte ich; das freut ihn. Doch schon der nächste Satz verrät seine Sorge, die Sorge so vieler seiner Landsleute, das Militär könnte schließlich doch wieder die Oberhand gewinnen. Sobald Frau Aquino es wagen würde, die Landreform durchzuführen oder die Hoheit der amerikanischen Militärbasen anzukratzen. Er berichtet von der Großfamilie im Süden der Insel Luzon, von all den gescheiterten Hoffnungen der letzten Jahre: Zusammenbruch einer mühsam aufgebauten Kooperative, der mißlungene Versuch, den Frauen durch den Verkauf von Batikarbeiten ein wenig Zubrot zu verschaffen; nur fünfzehn der einhundertdreißig Familien des Dorfes hätten sich den angebotenen Stromanschluß leisten können, doch sei die Erweiterung des Stromnetzes von der alten Regierung kräftig ausgenützt worden. Schnittstellen, Wunden des unseligen und nichtendenwollenden Marcos-Regimes, wohin man auch hört!

Eifrig setzt mein Nachbar hinzu: «Sie müssen unbedingt nach soundso gehen; dort sind unsere schönsten Strände!»

Ich versuche zu erklären, daß ich nicht als Tourist in sein Land

käme, sondern als Lernende. Freundlich, verständnislos läßt mein Gesprächspartner die Fingergelenke knacken. «Lernen? Von uns ...?»

Beginn einer gelegentlich bis zum nackten Mißtrauen gesteigerten Ratlosigkeit gegenüber unserem Programm der «offenen Herzen und der leeren Hände», auf die die Gruppe in den Folgetagen noch oft genug stoßen sollte. Haben sie uns bisher wirklich nur so erfahren, die Menschen in den Drittweltländern – als gedankenlose Touristen oder harte Händler? Es scheint so.

Wie wir nach zwanzigstündigem Flug in Manila von Bord gehen, höre ich hinter mir drei feiste Deutsche darüber witzeln, daß asiatische Mädchen eigentlich schon wieder «out» seien; in Mexiko, dort lägen die neuen Fanggründe, viva Maria!

**Zu Beginn: Trockenschwimmkurs**

Unser zweiter Tag begann mit Einführungsreferaten unserer philippinischen Partner, sachkundig vorbereitet, simultan gedolmetscht. Das Psychogramm des geschundenen Inselstaates wurde vor uns ausgebreitet, die aus der Marcos-Diktatur ererbten, nun bis zur äußersten Schmerzgrenze verschärften Probleme genannt: Städtische und ländliche Armut, oft genug schon zum Elend verkommen wie ein Blick auf Manilas Armutssymbol, den «smocky mountain» bezeugt, Arbeitslosigkeit, ein Budgetdefizit von 25 Milliarden Pesos, die Auslandverschuldung angewachsen auf 28 Milliarden Dollar, allein die dringend anstehende Agrarreform würde zusätzlich 1,8 Milliarden Dollar verschlingen ..., unnötig, die Zahlen übersetzen zu wollen in Deutsche Mark; das ist auf jeden Fall unleistbar für ein ausgepowertes Land, dessen Hilflosigkeit mich aus tausend Augenhöhlen anstarrte, als ich abends durch das Amüsierviertel ERMITA ging. So sah ERMITA nicht aus vor zehn Jahren und auch nicht vor vier Jahren, als ich zum letztenmal auf den Philippinen gewesen war! In den Straßen der Hauptstadt nimmt die Armut zunehmend indische Formen an: Menschen, die unter Pappkartons schlafen, Lumpenproletariat, Bettelkinder, die sich um Abfälle balgen mit den Hunden, Zunahme der Prostitution um fünfzig Prozent! All dieser falsche Glitzer der Erbärmlichkeit des Überlebens! Dreißig Prozent Verlust der Kaufkraft, hat ein Wirtschaftsexperte mir heute morgen den Niedergang der philippinischen Wirtschaft statistisch belegt. Doch mehr als Zahlen sprechen die Straßenszenen: Händler, Bettler, Krüppel, die Luxusgeschäfte längst ausgewandert aus den zerfallenden Häusern direkt hinter dem Roxas-Boulevard, der Vorzeige-Prachtallee der First Lady *Imelda,* deren 2300 Paar Schuhe im Regierungspalast von Nonnen andächtig bestaunt werden.

«Exposure» ungewollt, am Rand des offiziellen Programms, schmerzhaft genug, wie ein vielleicht Sechsjähriger mir um Mitternacht sein Päckchen Kaugummi anbietet, um mit dem Jeepney nach Hause fahren zu können in die weit entfernte Resettlement-area San Pedro. Abendeinnahmen des Kindes: 20 Pesos = 2 DM; Geschwister: sieben; Vater – keinen! Die Mutter wäscht den Nachbarinnen im Slum die Wäsche.

In fünf Gruppen aufgeteilt schwirrten die Teilnehmer der deutschen Delegation am nächsten Morgen aus zu ihren jeweiligen «Einsatzgebieten». Begleitet von sogenannten «facilitators», Mitarbeitern der verschiedenen Basisorganisationen des Landes, uns zugeteilt als Vermittler, Berater, Helfer, Kritiker, Dolmetscher, nicht allein der Sprache, sondern auch der für uns schwer entzifferbaren Verhaltensweisen der Armen. Bewußt haben die philippinischen Partner jeweils unterschiedliche und krisenhafte Situationen für die deutschen Besucher ausgewählt. So hat eine Mannschaft sich zu befassen mit dem Zusammenbruch des Zuckerrohranbaus auf der Insel Negros, eine andere wird mit der Notsituation der traditionellen Fischer oder den Autonomiebestrebungen völkischer Minderheiten konfrontiert; nur nach Mindanao und auf den Sulu-Archipel wagt man sich nicht; das islamische Thema bleibt im Augenblick ausgeklammert; zu brüchig sind noch die ersten Verhandlungen zwischen den «Moro» und der Regierung Aquino.

Ich bin der Gruppe zugeteilt, die nach Sorgoson fliegt, eine Provinz im äußersten Süden der Hauptinsel Luzon, aus der Vogelperspektive ein reiches, grünes vulkanisches Stück Erde, allerdings auch Durchzugsgebiet verheerender Taifune und tributheischender Truppenverbände der NPA (New People's Army). In Sorgoson hat – mit Hilfe des Bistums – die nichtstaatliche Organisation LICAS ein «Community-Based-Health-Programm» für die weit verstreuten und unterversorgten Dörfer aufgebaut. Gesundheitsdienst als Dienst, Mittel und Weg – alles zugleich –, um die 40000-Menschen-Bevölkerung der Provinz zu Selbsthilfeprogrammen anzuregen. Bisher mit recht gemischtem Erfolg, wie wir bald feststellen sollten.

Was LICAS ist, was LICAS will, lernen wir vor Ort in einem neuen «Trockenschwimmkurs» von einem der wenigen jungen Ärzte des Landes, die den Verlockungen von Stadt oder Ausland widerstanden haben. Nach dem Zweistundenvortrag werden wir ungeduldig; nicht Nachlesbares wollen wir hier vorgesetzt bekommen, nicht die Strukturen und Handlungsweisen einer Organisation kennenlernen, sondern unsere ureigene Erfahrung machen mit der Welt der Armen. Wir drängen zum Aufbruch. Da zeigt sich, daß überhaupt nicht festgelegt ist, welchen unserer drei kostbaren Erfahrungstage wir *wo* verbringen wollen. Nachlässigkeit oder Weisheit? Die Frage schnellt auf uns zu wie ein Pfeil: «Wie viel Armut könnt ihr ertragen?» Wir wissen es nicht. *So* ist uns fünf Deutschen die Frage nie gestellt worden. Wollen wir ein Dorf erleben oder drei Dörfer? Wollen wir in die Tiefe gehen oder in die Breite? Zögernd entschließen wir uns für die «Breite» – was sich später als fragwürdig herausstellen sollte. Drei Dörfer also ...

**Voller Wenn und Aber**

Das Abenteuer «Begegnung mit den Armen» beginnt mit einer asiatischen Einübung: Gehen! Den Fuß in einen Boden setzen, der zunehmend steiler, glitschiger, feindseliger, kaugummihafter wird. Darauf ist keiner von uns vorbereitet; so rutschen wir, schleppen, schwitzen, halten uns gegenseitig an den Armen, zerren, schieben, geraten aus dem Tritt. Einübung: Unerwartetes gelassen hinzunehmen, Entfernungen überwinden, den Weg der täglichen Mühsal der Armen beschreiten. Der ausgewaschene Pfad nämlich – so lernen wir später – ist der einzige Zugang zum Dorf *Tinampo,* ist für achtzig Familien, Landlose, der Zugang zur Welt, zum Marktgeschehen, zur Distriktverwaltung, zum Meer, zum Einkauf von Salz und Arbeitsgerät und Saatgut und Schulbüchern.

Erschöpft treffen wir nach vier Stunden Marsch ein im Dorf Tinampo. Keine Blumengirlanden, keine Begrüßungsworte, kein roter Teppich, kein vorbereitetes Quartier – nichts als Regen und scheue Kinder, die auseinanderstieben, sobald wir ein Wort an sie richten. Verunsichert stehen wir im Leeren. Endlich ist das Mädchen gefunden, das hier für das LICAS-Gesundheitsprogramm zuständig ist. Gehorsam führt sie uns zur Schule, bescheiden, wie eben solche Dorfschulen sind. Lernbegierig und weil die Nicht-Begrüßung im Dorf uns ein wenig aggressiv gemacht hat, löchern wir unser erstes Ansprechopfer mit Fragen. Die junge Frau weicht in die Schatten des Schulgebäudes zurück, verschwindet. Wir lernen: Wir sind zu deutsch-gründlich, zu massiv vorgegangen! Erst Tage später sollten wir durch Zufall erfahren, daß das Dorf Tinampo uns nicht erwartet hatte. Eine Nachricht muß verlorengegangen sein auf den verschlungenen Bergpfaden. So geschieht es, daß unsere erste Begegnung mit den Armen zunächst zum Ausweichen gerät; wir, die Fremden, fühlen uns unangenommen, unwillkommen und müssen die Lektion erst lernen, daß der Arme dem fernen Reichen ebenso ratlos ausgeliefert ist wie der Reiche dem Armen.

Philippinischer Gastfreundschaft – tief eingeschrieben in die Verhaltensmuster Asiens – gelingt es schließlich, die Brücke zu

schlagen. Wir werden ein Dach über dem Kopf haben, Frauen den von uns mitgebrachten Reis und Trockenfisch zubereiten, Familien ihre Schlafplätze räumen für die Eindringlinge, und spät am Abend werden sich auch noch ein paar Leute einfinden zum erbetenen Gespräch, das unter solchen Umständen zum echten Dialog wohl kaum geraten mag. Ob wir nicht CIA-Agenten seien, fragte einer der Dörfler von Tinampo; man kenne das – alles ausspähen, alles verraten ...

So lief es am ersten Abend, entmutigend. Ein paar Männer der Dorfgemeinschaft ergriffen das Wort, antworteten auf Fragen, die wir nur vage gestellt hatten. Nein, keine Selbstorganisation des Volkes, drückende Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern, denen die Berge und die Kokosnußpalmen gehören; auch nicht die kleinste Geldreserve, um in Gemeinschaftsarbeit einen Regenwassertank oder die Begradigung der Schlucht hinunter zum Marktplatz in Angriff zu nehmen. Keine Werkzeuge, kein Know-how, keine Initiative, weil den Kleinpächtern das Land ja gar nicht gehört. Verbesserungen – wie denn? Warten auf Regierungshilfe, vergeblich bisher. Am Ortseingang eine breite Schneise, vielleicht zwanzig Meter lang; das uneingelöste Versprechen, Tinampo durch eine Straße mit dem Rest der Welt zu verbinden; das Geld für diese Straße ist längst in dunklen Kanälen versickert.

Mit Nervosität und Aggression reagiert meine deutsche Kollegin Monika auf diese erste Erfahrungsnacht in der Welt der Armut. Matte auf dem Lehmfußboden, keine Decke, kein Trinkwasser, keine Waschmöglichkeit, drei weinende Kleinkinder im Schlafraum, Tropenregen rings um die halbfertige Hütte. Wir frieren, kauern uns eng aneinander in der feuchten Unwirklichkeit fremden Lebens, lauschen den Geräuschen, tasten nach dem mitgebrachten Flachmann ...

Am Morgen gelingt Monika und mir ein warmes Frauengespräch mit Eliza, der Hausherrin, die nach dem ersten Hahnenschrei lautlos das Herdfeuer in Gang bringt mit trockenen Kokosnußschalen und die Kinder bekleidet mit dem einzigen Hemd, das sie haben. Die Elfjährige wird auf den Dreißig-Minuten-Weg geschickt um Wasser zu holen für die Gäste. Was tun wir, was vermitteln wir, die beiden Frauen aus dem fernen Abendland, die in diesem Augenblick nichts sehnlicher wünschen als eine heiße Tasse Kaffee und ein Glas Wasser, um uns die Zähne zu putzen? Wir sitzen auf den Holzstufen und schauen Eliza zu, wie sie gelassen ihren Tag in Gang bringt. Weil wir Neskaffee mitgebracht haben, bekommen auch die Kinder diesmal drei Löffel Kaffee statt des üblichen heißen Wassers zum Frühstück.

Elizas Mann arbeitet auf dem Bau im fernen Manila. Vierzig Mark hat das Ehepaar bisher sparen können, um Stück für Stück das Haus mit dem schöngeflochtenen Strohdach ausbauen zu können, in dem nicht ein einziges Möbelstück steht.

«Eliza, wieviel Geld brauchen Sie und Ihre drei Kinder täglich zum Leben?» fragt Monika in die Sanftheit der Morgengeräusche. Unbefangen antwortet Eliza: «Ich versuche, mit fünf Pesos auszukommen.» Fünf Pesos, fünfzig Pfennige – ein Kilo Reis kostet mehr ... Also gibt es für vier Personen nicht einmal ein Kilo Reis für drei Mahlzeiten! Sonst Kasaba (eine Süßkartoffelart) ein paar Blätter Gemüse, das vor dem Haus angebaut wird, Trockenfisch selten, Fleisch so gut wie nie. Weder Eliza noch ihre drei Kinder hätten je ein neues Kleid besessen, sagt die junge Frau klaglos und deutet auf die reinlichen Fetzen Wäsche, die in der Hecke zum Trocknen hängen.

Verborgene Armut! Das Filipino-Lied der Zuckerrohrarbeiter fällt mir ein:

«Warum muß uns das geschehen?
Warum so viel Not ringsum?
Warum müssen wir Landarbeiter so leiden,
wo wir es doch sind, die dem Land
den Reichtum erschuften ...?»

Nach der heiteren Morgenmesse (die Kinder bekamen schulfrei) in der brüchigen Kapelle lädt ein junger Landarbeiter uns ein, sein Feld zu besichtigen. Zehn Minuten, sagt er; die zehn Minuten geraten für die Gruppe zu einer rasanten Bergwanderung von fast einer Stunde. Einmal mehr: Entfernungen lernen! Zu Fuß muß der junge Mann seine Kokosnußernte erst ins Dorf, später ins Tal schleppen; dreißig Prozent des Erlöses gehören dem Großgrundbesitzer.

Auf dem kleinen Feld rings um die Hütte wächst und blüht es: Kasaba, Rosen, Hibiskus, junge Hunde, Kinder und die Heiterkeit des Paradieses. Von unserem Wirtschaftsexperten will der junge Mann wissen, was er verbessern könnte an seinen Anbaumethoden, wo sich neues Saatgut finden ließe usw. ... Er wenigstens entwickelt Initiative! Das tröstet uns, daß noch nicht das ganze Dorf abgeglitten ist in Resignation und Trauer. Dennoch bleibt unsere erste Erfahrung ländlicher Armut voller *Wenn* und *Aber*, ein Spannungsfeld, aus dem wir auch in den Folgetagen nicht entlassen werden sollten. Die Dorfapotheke war nun wirklich zu erbärmlich, als daß man von einem Basisgesundheitsdienst hätte reden können. Nicht ein Pflaster, nicht ein Verband, nichts als ein paar obskure Tinkturen.

**Lernprozeß unvorhergesehen, unvordenkbar**

Am Nachmittag erwandern wir uns das zweite Dorf, *Cogon*. Fischer und Kleinpächter, Kokosnuß, Süßkartoffeln und Schilfgras, aus dem die Frauen Hüte flechten mit großer Geschicklichkeit; pro Hut zahlt ihnen der Mittelsmann – 9 Pfennige!

Die Dorfbewohner von Cogon sind fröhlicher, zugänglicher, bereiter auch, uns – die Fremden – teilhaben zu lassen an ihren Problemen. Probleme – die immergleichen: Arbeitslosigkeit auf dem Land, weil es keine verarbeitende Industrie gibt, zu hohe Zinszahlungen, zu hohe Abgaben an die Großgrundbesitzer, die hier wiederum auch nicht die dicken Reichen sind, sondern Mittelstand –, kein Anschluß an die Welt draußen durch ein Straßen- oder Elektrizitätssystem, hohe Kindersterblichkeit, Mangelernährung gemäß der Tageslosung der Armen: Zum Frühstück: Reis; zum Mittagessen: long-rice (schlechter Reis, in Blätter eingewickelt); zum Abendessen: memorize! (sich der Mahlzeiten vorher erinnern).

Doch bei der eigenen Misere halten die Dorfbewohner von Cogon sich nicht lange auf. Zu unserer Überraschung hören wir sie bei der Abendversammlung Fragen stellen nach Auslandverschuldung und wirtschaftlicher Abhängigkeit der Philippinen, nach Multis und Militärbasen – hier, am Ende der Welt, weiß man Bescheid über die Zusammenhänge. Verwirrt frage ich Tony und Dave, unsere Begleiter, woher ein so ausgeprägtes politisches Bewußtsein käme. LICAS antworten beide! In der Tat ist unsere LICAS-Begleiterin, die spröde junge Sozialarbeiterin Sally, in Cogon aufgenommen worden wie eine Tochter des Hauses. Ich lerne: Gesundheitsdienst, das bedeutet hier nicht allein, in den Dörfern armselige Apotheken einzurichten und einen der Dorfbewohner zum Barfußdoktor auszubilden – das bedeutet weit mehr: nämlich den Prozeß der Selbstorganisation des Volkes voranzutreiben.

In dieser Nacht geschieht es, daß ich nach einem wunderbaren Gespräch mit Sally gegen ein Uhr morgens von der Treppe stürze, mir Gesicht, Arm und Bein aufschlage.

Geheimnis der Umkehr: Vom Augenblick meines Sturzes an sind wir fünf kräftige, fragenheischende, Gastfreundschaft und Informationen heischende Deutsche um das Gesetz des Handelns gebracht, dem Goodwill der Bevölkerung ausgeliefert, ihrer Brüderlichkeit. Irgendwie muß ich ja mit all meinen Verwundungen in die ferne Kreisstadt zurückkommen! Inmitten meiner Schmerzen höre ich Monikas Stimme während der Diskussion am Vorabend: «Bitte, hören Sie auf, sich minderwertig zu fühlen! Sie haben so viele eigene Werte, die bei uns in Europa verschüttet sind!»

Gelassen, ebenso sachlich wie selbstverständlich, kommt es zum Schulterschluß zwischen dem deutschen Team und den Dorfbewohnern, die ein Netz festzurren an einem großen Bam-

busstecken. Wie eine Fischreuse sieht das Gerät aus – wie eine Wildfalle! Damit begleiten vier der Dorfältesten uns zurück, quer durch Berge, Täler, Flüsse, Urwald – zeigen uns den Pfad auf den «non-ways» der Armen, den niegenannten Mühsalen ihres Überlebens.

Über den Bach, den steilsten, den schleimigen Abhang hinauf, werde ich getragen. Wie eine Beute im Netz. Ich weine. Aus Schmerz, aus Scham, aus Ausgeliefertsein!

Exposure – so weit gehend war unser Programm gewiß nicht gedacht gewesen. Doch da es nun einmal geschehen war, fühlten wir alle, und fühlten es heftig – unser aller Eingebundensein in die Menschengemeinschaft. Unser letztliches Abhängigsein vom anderen, vom Menschenbruder, vielleicht gerade von dem, dessen Lebenschancen wir alle so gedankenlos minderten durch den eigenen Wohlstand.

Das Mittagessen geriet uns zum Fest; Träger und Getragene, die vier Männer des Dorfes Cogon, Toni und Dave, Sally, die fünf deutschen Mitglieder der Gruppe ... alle waren verbündet in diesem kleinen Sieg, nannten sich bei ihren Namen.

Am dritten Tag begleitet Ed, der junge Arzt, uns in ein Reisbauerndorf, das mit Straßenverbindung und Strom, inmitten blonden Grüns von Reisfeldern, zunächst einen sehr manierlichen Eindruck macht. Ländliche Armut? Hier doch nicht, in diesem Tal des Überflusses?

Das Dorf *Tongdol* belehrt uns schnell eines Besseren. Mit Hilfe einer Schultafel. Was muß ein Kleinpächter investieren, um seinen Hektar Reisland bebauen zu können, von dem er bei guter Ernte etwa 72 Sack ungeschälten Reises à 38 Kilo ernten kann? Am Ende der Aufstellung bleiben einer Familie 6–7 Sack Rohreis; nicht genug, um sechs Monate zu überleben. Also neue Verschuldung! Mit rund 100 Pesos (10 DM) pro Großfamilie und Monat können die Kleinpächter einfach aus dem Teufelskreis von Schulden nicht herauskommen. Ein gerechtes Kreditsystem sei hier notwendig, bemerkt unser Wirtschaftsexperte, und der Monsignore aus Augsburg notiert betroffen, daß im Dorf Tongdol auch kirchlich nichts läuft; keine Basisgemeinschaften, kein Wortgottesdienst am Sonntag; der nächste Priester lebt im weit entfernten Nachbardorf und ist unbeliebt unter den Reisbauern, die geschlossen gegen das Referendum gestimmt haben und mit der NPA in enger Beziehung stehen.

Auf dem Rückweg zu unserer Welt besuchen wir noch das regierungseigene Distriktkrankenhaus: 25 Betten für 40000 Menschen der Provinz Sorgoson, im Augenblick 45 Betten belegt mit Schwerstkranken; im Gang liegen sie, es fehlt an Medikamenten, an Verbandmaterial, an Blutkonserven; im Ernstfall müssen die Mitarbeiter Blut spenden. Letzte Nacht kam jede Hilfe zu spät. Ein Mann konnte nach einer Bauchoperation nicht mehr gerettet werden ...

**Berührungspunkt: Menschlichkeit**

Exposure! Monika, geschockt, sagt beim abendlichen Briefing: «Eigentlich bin ich nicht geeignet für solche Programme!»

Wer ist schon geeignet? Tragen wir nicht alle die Aggressivität unserer Hilflosigkeit zurück ins «Hilton»-Hotel von Manila? Waschen ihn uns ab, den Staub der Armut, in einem heißen Bad? Wechseln die Kleidung, streifen den Ring wieder dorthin, wo wir ihn zu tragen pflegen. Chic ist angesagt für die beiden Aufarbeitungstage in Manila. Mein Gott, mit welcher Selbstverständlichkeit kehren wir in unser Leben zurück!

Armut als Alptraum? Als Abenteuerreise? So oberflächlich denn doch nicht. Die Berichte der Gruppen haben alle eines gemeinsam: Befragtsein, Betroffenheit! Aber auch die fachkundige Analyse der Situation, die von den philippinischen Partnern weiter vertieft wird. Man ist nicht blind in diesem Entwicklungsland – ganz im Gegenteil! Man ist eher von einer hellsichtigen Verzweiflung; zu verzahnt sind die internationalen Abhängigkeiten, zu schmal ist der Grat, den die neue Regierung zu beschreiten hat zwischen der dringend anstehenden Agrarreform, der Auslandverschuldung, den mißmutigen Militärs, viele davon selbst Großgrundbesitzer – zwischen einer militanten Linken, die den Waffenstillstand gerade aufgekündigt hat, und einer sich neu organisierenden Rechten. Der CIA, der amerikanische Geheimdienst, so munkelt man, sei wieder voll in Aktion, um ein Abdriften des strategisch wichtigen Landes nach links zu verhindern.

Der letzte Tag in der nobel-toten «Convention-Hall», ins Meer gebaut vom ambitiösen Philippinen-Diktator Marcos! Schwierige Fragen: Wer war ich? Wer bin ich jetzt? Wo werde ich fortan sein? Auf der Seite der Armen? Auf der Seite der Reichen? Immer wieder wird die Frage nach konkreten Modellen der Zusammenarbeit zwischen den Philippinen und der Bundesrepublik verschoben? Wer vermöchte hier schon sinnvoll Antwort zu geben?

Während der Kaffeepause plötzlich aggressive Ratlosigkeit? Was können wir anbieten? Gemeinsam. Oder jeder einzelne Teilnehmer ausgehend von seinem Verantwortungsgebiet. Wie das so ernsthaft und aufrichtig begonnene Dialogprogramm mit den ernsthaften und aufrichtigen philippinischen Partnern fortsetzen? Warum gerade die Philippinen? Da ist doch noch Südamerika, ist Afrika, ist das nichtchristliche Asien, der blutende Nahe Osten! Beschämt spüre ich, daß ich auf dem Mediensektor nichts, aber auch gar nichts anzubieten habe. Wie sagte mir doch kürzlich der Chefredakteur einer großen deutschen Fernsehanstalt: «Ach wissen Sie, liebe Frau Peitz! Das ist so langweilig, die Dritte Welt! Viel Elend und ein paar kleine, lächerliche Initiativen der Selbsthilfe! Immer das gleiche! Das macht doch, bitteschön, kein Programm!»

Womit der Herr Redakteur zwei Drittel der Welt aus seinen Sendungen herausdividiert hat! Wie soll ich ihm da mit unserem Dialogprogramm kommen? Wieder: viel Elend, winzige Schritte! Nicht mehr! Einsichten des Herzens nämlich, wie ich meine, daß alle Teilnehmer sie unmittelbar erfahren haben – das läuft kaum je über den groben Raster der Medien!

Gottlob stehen nicht alle deutschen Partner mit so leeren Händen da wie ich. Von einem Zusammenschluß deutscher und philippinischer Frauenverbände als eine Möglichkeit berichtet Monika; vom Aufbau eines gerechten Kreditwesens sprechen Wirtschaftsfachleute, und die vielen Teilnehmer von kirchlichen und staatlichen Entwicklungshilfeorganisationen haben längst gerochen, daß Großprojekte heute nicht mehr weiterführen, nur noch kleine Schritte, Dialog, Hilfe zur Selbsthilfe, der Mut, dem Armen ins Antlitz zu schauen; sich einzulassen in die Begegnung mit dem Menschen, um den es geht; und von diesem Blickpunkt, diesem Berührungspunkt aus neue Ansätze zu entwickeln dafür, was zu geschehen habe, mit den Entwicklungsgeldern, den Entwicklungsplänen, dem ganzen, so fragwürdig gewordenen Terminus «Entwicklung».

«Des Menschen Menschlichkeit», das ist es, was angesagt war in diesem Programm; das Menschseindürfen der Armen ebenso gefragt wie unsere eigene Menschlichkeit.

«Brücke im Regen» würden wohl Chinas Maler das darstellen, was wir zehn Tage lang erfahren durften; doch warum soll die Brücke nicht tragen?

**«Exposure» bis zuletzt!**

In der Lufthansa-Maschine, die uns zurückbringt ins vertraute Europa, sitzt neben mir eine Frau, ungefähr meines Alters. Für eine Amerikanerin habe sie mich gehalten, sagt sie schließlich, wie ich ihr ein Glas Saft herüberreiche – und mit Amerikanern wollte sie nicht sprechen. Dann erzählt sie: der Mann vor einem Jahr gestorben an Mehllunge in einer Bäckerei Manilas; drei Kinder; die Älteste, eine Tochter, habe sie eingewiesen in Kochen und Wäschewaschen, in Nägelschneiden und Ohrenputzen, in Hausaufgabenaufsicht und Hüteflechten; ganze dreizehn Jahre alt sei das Gör, schon eine richtige Frau, verantwortungsbewußt ... Dann gäbe es noch die Mutter und zwei Nichten ... und nun müßten alle leben von den sechshundert Mark, die sie, die Mutter, in einer exotischen Botschaft in Bonn als

Putzfrau verdienen würde; keine Vorstellung von Deutschland; man hat erzählt, es sei kalt dort; Tränen am Flughafen von Manila; Abschied von den Kindern, ein Jahr, zwei Jahre – eine Frage der Aufenthaltsgenehmigung.

«Hatten Sie einen schönen Urlaub?» fragt die Filipina freundlich.

«Danke, ja», antworte ich. – «Ihr Land ist voller Reichtümer, voller Schönheiten. Doch irgendwo habe ich das Lied «Ngano» gehört, das Lied *Warum?*»

«Warum ist unser Land so, wie es ist?
Warum leidet unser Volk so verborgen und stumm?
Warum weint es und wehklagt?
Wo ist Freiheit, Gerechtigkeit?
Sind die Reichen wichtiger als das Volk?
Wie finster ist unsere Zukunft!
Wie schwer unser Auftrag!
Doch laßt uns nicht die Hoffnung verlieren!
Die Macht ist in unseren Händen!
Gemeinsam gelingt uns das Leben.

Warum ist unser Land, wie es ist?
Warum sind die Armen so machtlos?
Warum so viel Leiden für unser Volk,
so viel Finsternis der Verzweiflung?
Warum so viele Fragen?
Wo ist Wahrheit?
Sind die Reichen immer noch mächtig
gegen die Machtlosigkeit der Unterdrückten,
der Armen?»

«Sie kennen das Lied *«Ngano?»* – fragt die künftige Gastarbeiterin – und lacht. «Ja, ich kenne das Lied», antworte ich leise. Und bestelle einen Drink, der mir helfen soll, Hinwendung und Heimkehr miteinander zu verknüpfen. Irgend etwas in mir weint; ist es die Frau neben mir, die ins Exil geht, bin ich es selbst; ich weiß es nicht. Wieder einmal kehre ich aus der Dritten Welt zurück mit dem Wort «Skandal» auf dem ausgewaschenen T-Shirt des Herzens, das schon so viele Botschaften wie «Coca-Cola», «Love», «the good message for the poor», «let's pay and enjoy» auf der Werbefläche Brust nach Europa zurückgetragen hat. Diesmal bleibt die Werbefläche leer. Achtzig Mark hat mein rosa Pulli im Winterschlußverkauf gekostet; eine bescheidene Anlage; einhundertsechzig Tage Überleben für Eliza und ihre drei Kinder!

Mit solchen Kalküls werden wir künftig leben müssen – wir alle!

*Marietta Peitz, Waakirchen*

# Gemeinschaft der Glaubenden auf dem Weg

Aus einer christlich-jüdischen Bibelarbeit (II)

Überdenkt man die Erkenntnisse der historisch-kritischen Exegese zum Text und zu seiner Geschichte*, versteht man den Text also aufgrund von ganz konkreten Erfahrungen, die die angesprochene Gruppe gemacht hat, so scheint Vers 4 eine erste Hauptaussage zu enthalten, die zudem unser christliches Verständnis von Glaubenserfahrungen bestimmen müßte. Glaube hat mit dem konkreten Leben zu tun: In Vers 4 erinnert Jahwe Israel daran, daß es bei drei Ereignissen Augenzeuge und Beteiligter war. Erst durch die Befreiung der Mose-Gruppe aus dem Sklavenhaus Ägypten und nur, weil Jahwe wie ein Adler sein junges Israel schützend getragen[1] und Israel dies glaubend so gedeutet hat, gibt es Israel als Volk Jahwes. Nach der deuteronomistischen Theologie hat Israel keinerlei eigene Verdienste aufzuweisen. Erst durch Jahwes Liebeswahl (vgl. bes. Dtn 7,6–8) gewinnt Israel seine Existenz und sein Selbstbewußtsein. Man könnte hier von einer Identität durch Abgrenzung sprechen, theologisch von einem vereinseitigten Partikularismus, der zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Israels im babylonischen Exil aber auch zugleich eine Aufgabe Israels den «Völkern» gegenüber umschreibt. Dem scheint mir auch die umstrittene Wendung «ein Königreich von Priestern» zu entsprechen, die Martin Noth wie folgt umschreibt: «Israel soll für Jahwe, dem die ganze Erde und damit alle Völker gehören, das besondere persönliche Eigentum (V. 5) und also ein ‹heiliges›, d.h. aus dem Völkerkreis ausgesondertes, Volk (V. 6) sein. Dieser Sachverhalt ist offenbar auch mit dem singulären Ausdruck ‹Königtum von Priestern› (V. 6) gemeint. (...) In der Reihe der irdischen Staaten soll Israel die Rolle des priesterlichen Gliedes haben. Es soll Gott ‹sich nahen› dürfen, wie es das besondere Vorrecht der Priester ist, und soll für alle Welt den ‹Gottes-Dienst› tun (vgl. auch Jes. 61,5.6), da es dazu ausersehen ist, wie schon die vorangegangenen Gottestaten an Israel deutlich gemacht haben.»[2] Dem einzigen Gott entspricht Israel bzw. das Judentum als einziges Volk Gottes; dies ist zu allen Zeiten jüdische Grundüberzeugung (vgl. Ex 15,13; Dtn 26,17–19; 1 Chr 17,21; Joel 4,2; Sach 2,12 u.a.).[3] Für das christliche Selbstverständnis als «Volk Gottes» ist entscheidend, daß der Ausdruck «neues Volk Gottes» sich im Neuen Testament nicht findet, nach Röm 11,17 die Kirche vielmehr «Mitteilhaberin an der Wurzel» Israels ist (vgl. auch Apg 15,13–18; Röm 9,14–29). Welche Christen verstehen sich so?

**Befreit aus dem Sklavenhaus Ägypten**

Mit diesem jüdischen Selbstverständnis, das Judentum nicht primär als Religion zu verstehen, sondern als Volksgemeinschaft mit eigener (religiöser, kultureller, sozialer usw.) Tradition und Lebensweise[4], hängt wohl auch ein weiterer Aspekt von Ex 19,3ff. zusammen, der besonders für die gegenwärtige katholische Theologie und Kirche einen kräftigen Impuls liefern könnte. Man braucht nur stichwortartig an die momentanen, heftigen Diskussionen um die katholische Soziallehre, um die politische Theologie und um die Theologie der Befreiung zu erinnern. Freiheit und Befreiung im Sinne der Exodus-Theologie von 19,4 meint nicht eine irgendwie geartete «Freiheit eines Christenmenschen» oder «Freiheit ... in der Rechtfertigung aufgrund der Gnade des Glaubens und der Sakramente der Kirche», Freiheit «von der ungeordneten Liebe zu uns selbst» und Freiheit «von der Sünde».[5] Freiheit und Erlösung im Sinne von Ex 19,4 schließt mit der neuen Bundes-Beziehung zu Jahwe immer auch die reale Freiheit von ökonomischen und politischen Unfreiheiten ein.[6] – Es ist wohl nicht zu bestreiten, daß das Christentum aller Schattierungen in den vergangenen Jahrhunderten starke Tendenzen zur Spiritualisierung und zur Verinnerlichung aufweist, so daß die ganzheitliche Sicht von Erlö-

* Vgl. Teil I in Orientierung vom 28. Februar 1987, S. 41ff.

[1] Das Bild vom Tragen auf Adlerflügeln hat seine Parallelen in Dtn 1,31 und 32,11.

[2] M. Noth, Das zweite Buch Mose. Exodus (Das Alte Testament Deutsch 5). Göttingen [6]1978, S. 126.

[3] Zur Verbindung von Religion und Volksgemeinschaft vgl. etwa C. Thoma, Das jüdische Volk-Gottes-Verständnis zur Zeit Jesu, in: Judentum und Kirche: Volk Gottes (Theologische Berichte 3). Einsiedeln 1974, S. 93–117, bes. S. 107; F. Mußner, Traktat über die Juden. München 1979, S. 26–35.

[4] Zur Verschränkung von religiöser Literatur und politisch-sozialer Geschichte vgl. jetzt W. H. Schmidt, Einführung in das Alte Testament. Berlin–New York [3]1985; sowie R. Rendtorff, Das Alte Testament. Eine Einführung. Neukirchen-Vluyn [2]1985, S. 1–136.

[5] So die Instruktion der Kongregation für die Glaubenslehre über die christliche Freiheit und Befreiung vom 22. März 1986, Nr. 52.53; die Nummern 61–70 sind dagegen ganzheitlich «befreiungstheologisch» geprägt.

[6] Zu einer solch konkreten Auslegung des Dekalogs vgl. F. Crüsemann, Bewahrung der Freiheit. Das Thema des Dekalogs in sozialgeschichtlicher Perspektive. München 1983.

sung und Befreiung weithin verlorengegangen ist. Das Stichwort «Ägypten» kann dies verdeutlichen.

Die Erinnerung an das geschichtsmächtige Handeln Jahwes an der Mose-Gruppe bei der Befreiung aus Ägypten wurde für den Glauben und für die Existenz Israels grund-legend; mit Recht entwickelte sich daraus das «Urbekenntnis Israels».[7] Für spätere Generationen ist das Pascha-Fest nicht nur eine Erinnerung an ein vergangenes Geschehen. Das Gottesbild aller Nachfahren wurde nicht nur entscheidend von diesem Ereignis geprägt, vielmehr betraf es auch ganz konkret die jeweilige Generation. So ist z. B. die deuteronomische und deuteronomistische Theologie sich durchaus des Abstandes von etwa einem halben Jahrtausend bewußt, der zwischen der Exodus-Erfahrung und der eigenen Situation liegt, dennoch wird jene vergangene Erfahrung für die kleine, nachexilische Gemeinde vergegenwärtigt im immer wieder betonten «Heute» des Deuteronomiums. So etwa in Dtn 5,3: «Nicht mit unseren Vätern hat Jahwe diesen Bund geschlossen, sondern mit uns, die wir heute hier alle am Leben sind.» Hier und im Neuen Testament (vgl. Röm 4,11f.; 1 Kor 10,1) wird die eigene reale Freiheit in ganzheitlicher Sicht auf Jahwes Wirken zurückgeführt.

Für das jüdische Verständnis des Auszugs aus Ägypten ist etwa auch auf den Mischna-Traktat Pessachim 10,5 hinzuweisen, der die alljährliche Feier des Pascha zur Urbefreiung aus Ägypten in Beziehung setzt: «In jeder Generation ist jedermann verpflichtet, sich selbst so anzusehen, als wäre er aus Ägypten ausgezogen; denn es heißt: Erzähle deinem Sohn an jenem Tage: Deswegen ist der Herr für *mich* eingetreten, als ich aus Ägypten auszog. Darum sind wir verpflichtet, zu danken, zu preisen, zu loben, zu verherrlichen, zu erheben, zu rühmen, zu segnen, zu erhöhen und zu besingen den, der für unsere Väter und für *uns* all diese Wunder getan hat, der *uns* herausgeführt hat aus der Knechtschaft zur Freiheit, aus dem Kummer zur Freude, aus der Trauer zum Festtag, aus dem Dunkel zum Licht und aus der Unterdrückung zur Erlösung. Wir wollen vor ihm das Hallelujah anstimmen.»

Da «Ägypten» weder für die nachexilischen Juden im 5. Jahrhundert noch für uns eine konkrete, mit diesem Land verbundene Erfahrung meinen kann, bleibt zu fragen, was «Ägypten» für uns bedeutet. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang an die neuen Versuche von *Eugen Drewermann,* im Frontalangriff gegen die historisch-kritische Bibelauslegung biblische Texte allein tiefenpsychologisch auszulegen und dies wiederum nur mit dem tiefenpsychologischen Raster der Traum- und Mythendeutung nach *C. G. Jung.* «Nur» in der tiefenpsychologischen Auslegung behalten die biblischen Texte nach Drewermanns Meinung ihre Aktualität für uns. Bei diesem Ansatz ist es nicht erstaunlich, daß der Auszug des Volkes Israel aus Ägypten nur den schwierigen Weg der Selbstfindung und Menschwerdung des einzelnen Menschen versinnbildlicht: «All die Szenen, wie Israel zu seiner Freiheit und zum Ort seiner Bestimmung gelangt, sind Bilder und Stationen des Prozesses, den ein jeder von uns durchlaufen muß, um zu sich selbst zu finden. Alles, was Israel in seiner äußeren Geschichte durchgemacht hat, sind typische Marksteine auf dem inneren Weg eines jeden Menschen, der endlich einen eigenen Grund und Boden unter die Füße bekommt.»[8] Liegt hier nicht eine «Wiederkehr des Mythos»[9] vor? Kann man geschichtliche und soziale Vorgänge wie den Auszug aus Ägypten, das Geschehen am Sinai, das langsame Entstehen des Volkes Israel, die Existenz des Landes Israel, Jerusalems und des Zions oder auch die historische Gestalt Jesu von Nazaret und seines Todes am Kreuz, die Entstehung der Kirche u. a. antigeschichtlich auf ihre tiefenpsychologische Bedeutung reduzieren? Ohne Zweifel gibt es Sagen, Mythen u. a. in der Bibel. Zu fragen bleibt aber, ob «Ägypten» nur als Mythos für die Identitätsfindung eines jeden einzelnen das geschichtlich vorgegebene *Prae* des schöpferischen und befreienden Handelns Gottes wahren kann. Sind aufgrund des Bekenntnisses Israels im 13.-5. Jahrhundert v. Chr. zu Jahwe als Grund und Garanten seiner Freiheit bzw. der urchristlichen Gemeinden hinsichtlich des neuen, einzigartigen schöpferischen Wirkens Jahwes in und durch Jesus Christus (bis zu Tod und Auferweckung) nicht gegenwärtige Befreiungserfahrungen ebenso ganzheitlich, in der Einheit von Glauben und sozial-politisch konkretem Leben, zu verstehen? Nur aufgrund einer solchen Aktualisierung war auch die Möglichkeit gegeben, daß sich die neutestamentlichen Gemeinden der jesuanischen Jahwe-Bewegung zu Recht als Exodus-Gemeinde verstehen konnten. Gleiches gilt für Gemeinden heute, die ähnliche Erfahrungen machen.

**Entwurf einer solidarischen Gemeinschaft**

Die Verheißung in Ex 19,6: «Ihr aber sollt mir gehören als ein Königreich von Priestern, als ein heiliges Volk» enthält einen weiteren kräftigen Impuls für die Situation in der katholischen Kirche. Nicht das Interesse an einzelnen Funktionen im Volk Israel, weder kultisch noch politisch, steht im Vordergrund, sondern der grund-legende Entwurf zu einer von Staat und Priestertum befreiten und befreienden Menschlichkeit im Volk Gottes. Wie das gesamte Bundesbuch so ist auch Ex 19,6 «der Entwurf einer solidarischen Gesellschaft von ‹Brüdern› [für die spätere Zeit und für uns heute sind natürlich die Schwestern zu ergänzen], dem das alltägliche Zusammenleben aller am Herzen liegt. Nach den tristen Erfahrungen mit Staat und überzogener ‹Landesideologie› war dieses Konzept für das exilische Israel ein Programm, das den Weg zu gemeinsamer (...) Erneuerung weisen konnte.»[10]

Freiheit von konkreten kultischen und hierarchischen Zwängen ist auch im Neuen Testament ein Dauerproblem. Jesu Forderung, auf jede Art von Herrschaft in der Gemeinde zu verzichten, spricht aufgrund ihrer siebenfachen Variation (vgl. Mk 9,35; 10,41-45; Mt 18,4; 20,25-28; 23,11; Lk 9,48d; 22,24-27) eine deutliche Sprache, ebenso die vielen Ermahnungen in den Briefen zu diesem Problem. Die grundsätzliche Gleichheit aller im Volk Gottes als ein «Königreich von Priestern», frei von weltlichen Herrschaftsmechanismen, da Gott allein Herr ist und seine Herrschaft zur Erfahrung kommen soll, ist auch die reale Utopie des Verfassers des 1. Petrusbriefs, der in 2,9 Ex 19,6 wortwörtlich rezipiert. Mit der Betonung der Kirche als solidarische Bruderschaft (wobei Funktionen wie die Presbyter keineswegs verleugnet werden, die aber «nicht Beherrscher der Gemeinden, sondern Vorbilder für die Herde» sein sollen: 5,3) steht 1 Petr in weitreichender Übereinstimmung mit anderen neutestamentlichen Theologen, vor allem aber mit der ältesten Jesusbewegung. Grundlegend wird im Neuen Testament primär betont, daß alle Christen Geistliche sind (Gal 6,1; 1 Kor 2,13.15), daß Gott sich den Kleinen und Unmündigen offenbart (Mt 11,25), daß eine Theologie des Volkes Gottes, nicht aber eine Theologie des Amtes kirchenprägend ist (dies gilt auch für die Pastoralbriefe), daß die jesuanische Jahwe-Gemeinde aufgrund ihrer Außenseiterrolle, ihrer Strukturierung und ihrer Lebenspraxis im heutigen Verständnis als Basisge-

[7] M. Noth, Überlieferungsgeschichte des Pentateuch. Darmstadt ²1960, S. 52.

[8] E. Drewermann, Tiefenpsychologie und Exegese. Band I: Traum, Mythos, Märchen, Sage und Legende. Olten 1984, S. 484-494, bes. S. 484; zu seinem Ansatz vgl. ebd. S. 23-71. Zur Kritik u. a. H. Frankemölle, Sozialethik im Neuen Testament. Neuere Forschungstendenzen, offene Fragen und hermeneutische Anmerkungen, in: Katholische Soziallehre in neuen Zusammenhängen (Theologische Berichte 14). Einsiedeln 1985, S. 15-88, hier S. 35ff., sowie die ausführlichen Rezensionen von H. Zirker, in: Theol. Revue 81 (1985), S. 215-218; H. J. Venetz, in: Orientierung 49 (1985), S. 192-195, und J. Blank, in: Publik-Forum-Sonderdruck vom 8. 2. 1985, S. IV-VIII.

[9] So das Themenheft 3/1986 von *Bibel und Kirche* mit verschiedenen Beiträgen zum Verhältnis von Exegese und Tiefenpsychologie (u. a. auch Drewermann mit einer Auslegung von Gen 22,1-19); ebd. S. 125-135, bes. S. 132ff., eine Kritik von J. H. Schroedel.

[10] Vgl. E. Zenger, Israel am Sinai. Altenberg 1982, S. 154f.

meinde zu umschreiben ist.[11] Es gibt im Neuen Testament das priesterliche Gottesvolk, aber keine Priester.

Einzig der Hebräerbrief reflektiert über das eschatologische Hohepriestertum Jesu Christi. Den Begriff «Priester» für ein hierarchisches Amtspriestertum kennt das NT nicht. Wenn wirklich die Schrift, wie im ersten Teil mit offiziellen Dokumenten der katholischen Kirche festgestellt wurde, «Basis»-und «Seele der Theologie» ist, ist jede Form des Priestertums in der Geschichte auch der katholischen Kirche kritisch daran zu messen. Unbestritten hat es von Anfang an Charismen und Dienste in den neutestamentlichen Gemeinden gegeben[12]; selbstverständlich sind auch heute dauerhafte Funktionen mit Autorität in der Kirche notwendig. Dies ist aber nicht gleichbedeutend mit Klerikalismus und Sazerdotalisierung des kirchlichen Amtes. Ein Höhepunkt findet sich wohl im *Catechismus Romanus* von 1566, wonach die Bischöfe und Priester «mit Recht nicht nur Engel, sondern auch Götter genannt werden». Auch *K. Lehmann,* der diese Äußerungen ausführlich behandelt, bezeichnet sie als «eine bedauerliche und angesichts der Verbreitung des Katechismus nicht folgenlose Lehräußerung» und «Verirrung».[13]

Vor dem Hintergrund des neutestamentlichen Sprachgebrauchs (wonach es wohl das priesterliche Gottesvolk, aber keine Priester gibt) ist auch der häufige Verweis auf 1 Petr 2,9 durch das Zweite Vatikanische Konzil zu interpretieren.[14] An allen Stellen wird zu Recht von der Würde des neubundlichen Volkes Gottes gesprochen. Jedoch: Durch die Einordnung in die hierarchische Struktur der Kirche (Konstitution über die Kirche, 18-29) und durch die Unterscheidung von «gemeinsamem Priestertum der Gläubigen» und «hierarchischem Priestertum», die sich «dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach unterscheiden» (ebd. 10), erhalten die neutestamentlichen Aussagen über das gesamte Gottesvolk als ein Reich von Priestern eine neue Dimension und werden «aufgehoben». Neben der Sendung durch den Bischof betont jedoch das Konzil auch die Sendung der Laien «durch den Herrn selbst».[15] Wie ist die Sendung der Laien und ihre spirituelle Identität schriftgemäß zu konzipieren?

**Befreiender Weg muß weitergegangen werden**

Noch auf einen letzten, wichtigen Impuls des Textes ist einzugehen, ohne daß der Text damit erschöpft wäre. Wenn Jahwe und Jahwes Volk durch einen unauflöslichen Bund in Beziehung zueinander stehen, genügt es dann, daß Israel die Herrschaft des befreienden Jahwes aus dem Sklavenhaus Ägypten nur bekennt und ihm dafür dankt? Oder muß dem Weg der Befreiung, den Jahwe mit seinem Volk gegangen ist, ein Weg der Befreiung des befreiten Volkes entsprechen? Ohne Zweifel ist dies die Aussage des Textes, daß dem Glauben an das Wirken des befreienden Jahwe ein jahwekonformes Handeln auf menschlicher Seite entsprechen muß. Gerade deswegen wird die Freiwilligkeit und Einmütigkeit der Antwort «des ganzen Volkes» in Vers 8 herausgestellt. Befreite können gar nicht anders als sich wie Befreite zu verhalten! Daß dies bei der Wüstengeneration im 13. Jahrhundert anders aussieht als bei rechts- und kultfähigen erwachsenen Bauern mit Landbesitz im 7. Jahrhundert, an die sich die «Zehn Gebote/Worte» (Ex 20,1-21; Dtn 5,6-22) wohl ursprünglich richteten, anders in der auf den Tempel konzentrierten priesterschriftlichen Gruppe im späten 6. Jahrhundert, läßt sich nach Auskunft der historisch-kritischen Exegese an der äußerst verworrenen Entstehungsgeschichte des deuteronomistischen Werkes nachweisen. Auch in dieser Aufarbeitung zeigt sich, wie sehr die theologischen Grundüberzeugungen mit der jeweiligen konkreten Lebenssituation zu tun haben, wie Menschen immer wieder versucht haben, von der durch Jahwe eröffneten grundsätzlichen Freiheitsgeschichte her diese im Leben des einzelnen und im Leben des Volkes unter neuen Verhältnissen je neu gelingen zu lassen. Und zwar immer unter der Voraussetzung, daß auch in späteren Zeiten Jahwe alles zu verdanken ist, er in allem schöpferisch wirkt. Das Problem war und ist bis heute (auch für uns Christen) die Frage: Gibt es Regeln zur Bewahrung der Freiheit, wie sie Judentum und Christentum immer wieder versucht haben? Gerade aufgrund der untrennbaren Einheit zwischen Gott, Israel als Volk Gottes und Nation war die Tora, d.h. das «Gesetz» im Sinne der von Jahwe ge-setzten Sozialordnung, immer bezogen auf die religiöse, kultische, soziale und politische Gesamtwirklichkeit Israels. Dadurch wird das Judentum keineswegs zur «Gesetzesreligion», wie dies von Christen - leider! - immer wieder behauptet wird (ohne an die Fülle der staatlichen Gesetzbücher oder an den Codex des Kanonischen Rechtes der römisch-katholischen Kirche zu denken).

Entgegen einer verkürzten Paulus-Interpretation in der Nachfolge Luthers ist noch darauf hinzuweisen, daß nicht nur Jakobus und der matthäische Jesus in der Bergpredigt (Mt 5-7) ein Christentum der Tat fordern, sondern der auch in diesem Punkt oft mißverstandene Paulus selbst. Selbstverständlich hat Luther recht, wenn er mit Paulus betont: Gott schenkt bedingungslos, umsonst Gnade und Heil, der Mensch kann sich nicht selbst durch «Werkerei» Gottes Heil verdienen. Zum andern betont aber Luther in seiner Vorrede zum Römerbrief in der deutschen Bibel etwa: «Oh, es ist ein lebendig, geschäftig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken.» Auch Paulus betont in Gal 5,6, daß es allein darauf ankommt, «den Glauben zu haben, der in der Liebe wirksam ist». Mit Recht kann er darum in allen seinen Briefen betonen, daß nur diejenigen, die die Tora als Israels Weg und Weisung «tun», von Gott für gerecht erklärt werden.[16] Überall werden die Werke verstanden als Frucht des Glaubens und als Zeichen des Glaubens, da sie das Innere des Menschen gegenüber anderen Menschen und vor Gott offenbaren.[17] In diesem Sinne ist die altbundliche Tora - auch in der Interpretation Jesu - nicht nur nach Jak 1,25 «das vollkommene Gesetz der Freiheit».[18] Daß es Rigoristen, Fundamentalisten und Buchstaben-Eiferer, daß es Verkrustungen, Legalismus und Leistungsfrömmigkeit in jeder Religion gibt, soll nicht verschwiegen werden; auch die jüdische ist davon nicht ausgenommen. Aber gerade uns als Christen in Deutschland steht es nicht an, nach Mt 7,1-5 den Splitter aus dem jüdischen Auge zu ziehen und den Balken im eigenen christlichen Auge zu negieren.

Auf jeden Fall ist «die Wahrheit zu tun» (Joh 3,21; 1 Joh 1,6). Christen haben nach 2 Joh 4 und 3 Joh 3f. «in der Wahrheit zu

[11] A. Exeler - N. Mette (Hrsg.), Theologie des Volkes. Mainz 1978 (ebd. S. 86-119 ein Überblick zum NT vom Verfasser); H. Frankemölle, Biblische Handlungsanweisungen. Beispiele pragmatischer Exegese. Mainz 1983, S. 80-108. 109-132; das Buch ist insgesamt ein Versuch, in die sozialgeschichtliche, handlungsorientierte Lesart von biblischen Texten einzuführen. Zur Ekklesiologie in 1 Petr vgl. F. Schröger, Gemeinde im 1. Petrusbrief. Passau 1981.

[12] Vgl. dazu etwa das zusammenfassende Buch von E. Schillebeeckx, Christliche Identität und kirchliches Amt. Plädoyer für den Menschen in der Kirche. Düsseldorf 1985, bes. S. 197-247.

[13] Vgl. J. Blank/B. Snela, Art. «Priester/Bischof», in: Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, Bd. 3, München 1985, S. 411-441, bes. S. 434.

[14] Vgl. Dogmatische Konstitution über die Kirche, 9.10.34; Konstitution über die heilige Liturgie, 14; Dekret über das Laienapostolat, 3; Dekret über Dienst und Leben der Priester, 2; Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche, 15.

[15] Dekret über das Apostolat der Laien, 3, mit Rückgriff auf 1 Petr 2,9; vgl. ebd. 9.10. - Dieser Gedanke wird auch von Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika Redemptor hominis vom 4.3.1979 betont (Nr. 18.20.21.49).

[16] Vgl. 2 Kor 5,10; 11,15; Gal 5,10.19-21; 6,7f.; Rom 2,6-11.13-14.

[17] Vgl. R. Heiligenthal, Werke als Zeichen. Untersuchungen zur Bedeutung der menschlichen Taten im Frühjudentum, Neuen Testament und Frühchristentum. Tübingen 1983.

[18] Zum jüdischen «Gesetzes»-Verständnis, zu Luther, zu Paulus und besonders zu Jakobus vgl. H. Frankemölle, Das Gesetz im Jakobusbrief. Zur Tradition, kontextuellen Verwendung und Rezeption eines belasteten Begriffes, in: K. Kertelge (Hrsg.), Das Gesetz im Neuen Testament (Quaestiones Disputatae 108), Freiburg 1986, S. 175-221.

wandeln». Daß sie mit den Juden dabei als ausgesondertes und für Jahwe heiliges Volk (Ex 19,6) eine Außenseiterrolle in der Gesellschaft zu spielen haben, als prophetischer Stachel in sie hineinzuwirken hätten, müßte sich aus dem Selbstverständnis als «Volk Gottes» ergeben. Zum einen geht es dabei wie im Dekalog um die «Bewahrung bestehender Freiheit». Je weniger bei uns selbst und bei anderen Menschen «die Freiheit von dem ‹Sklavenhaus› aber die Realität bestimmt, um so mehr muß nicht mehr nur die Bewahrung, sondern vor allem die Gewinnung solcher Freiheit Thema sein».[19] Also nicht nur: «Du sollst nicht töten!», sondern auch: «Befreie, die zum Tode geschleppt werden» (Spr 24,11)! Daß dies Großkirchen nicht immer leisten, weiß auch die Instruktion der Kongregation für die Glaubenslehre über die christliche Freiheit und die Befreiung vom 22. März 1986, wo es in Nr. 69 zu Recht heißt: «Als Zeugen dieser evangelischen Liebe sind die neuen kirchlichen Basisgemeinschaften oder andere Gruppen von Christen für die Kirche ein Motiv großer Hoffnung ... Ihre Erfahrung, die im Einsatz für Befreiung wurzelt, (wird) ein Reichtum für die ganze Kirche.» Die biblischen Texte erzählen von geglückten Modellen befreiter Gruppen, die immer wieder versucht haben, «die Wege des Herrn zu gehen» (Ps 128,1; vgl. Apg 18,25.26). Sie entwarfen nicht zunächst eine systemtheoretisch stimmige Befreiungstheologie (keine Exodus-Theologie der Bibel entwirft im voraus einen festen Weg der Befreiung), vielmehr öffnete sich von Abraham bis zur urchristlichen Mission erst im Prozeß des Gehens (pro-cedere) der Weg. Es gibt keinen Weg der Befreiung, es sei denn, man bewegt sich.[20] Nur wenn Christen und Juden sich so verstehen, sind sie im Sinne von Ex 19,3-9 auch missionarisch «ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk» Jahwes. Herrschaft Gottes beginnt dann wirklich zu werden, wenn auch Christen im Glauben an die Israel grundlegend geschenkte Freiheit, die nach dem christlichen Glauben in Jesus von Nazaret, in seiner Praxis bis hin zu seinem Tod in vollgültiger Weise verwirklicht wurde, hier und heute für mehr Frieden, Gerechtigkeit, Freiheit und Bewahrung der Schöpfung eintreten. Dann tun nach Röm 12,1 Christen «Gottes-Dienst» an der Welt.

*Hubert Frankemölle, Paderborn*

[19] Crüsemann, Bewahrung, S. 86.

[20] Zum erfahrungstheologischen Ansatz und zur Spiritualität des Volkes Gottes «auf der Suche nach Gott» vgl. G. Gutiérrez, Aus der eigenen Quelle trinken. Spiritualität der Befreiung. München-Mainz 1986; das Zitat findet sich ebd. S. 83. Der Gedanke, daß die Gemeinde Gottes in Jesus Christus noch auf dem Wege ist, wurde zwar in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche des Zweiten Vatikanischen Konzils stark betont (vgl. etwa die Nummern 5.8.9.48), bestimmt aber zurzeit nicht mehr die ekklesiologischen Entwürfe und offiziellen Verlautbarungen zum Thema.

«Wir erhalten seit langem die ORIENTIERUNG, und sie orientiert uns wirklich gut. Wer erhält die Zeitschrift? Nicht nur ich und meine Mitbrüder, sondern alle die hier durchkommen.» So erfahren wir aus einem Franziskanerkloster in Rio. Zehn und mehr Besucher hätten sie bei ihren täglichen Mahlzeiten, darunter andere Ordensleute und viele Weltpriester. Mehr als ums Essen gehe es ihnen ums Lesen, Diskutieren und Durchdenken der dort aufliegenden Zeitschriften: «Da können wir feststellen, wie gerade ORIENTIERUNG meistens von allen gelesen und nachher durchdiskutiert wird. Es dürfte in Deutschland schwerlich ein Ort zu finden sein, wo die Probleme, die Sie anschneiden, so durchbesprochen werden, wie hier.»
Der Briefschreiber erwähnt dann, wie der jetzige Stand der brasilianischen Währung europäische Zeitschriften unbezahlbar macht. «Deshalb bitten wir den Dank weiterzuleiten an die Freunde und Brüder, die dafür sorgen, daß wir ORIENTIERUNG regelmäßig und schnell bekommen.» – Das möchten wir hiermit auch im Namen von allen übrigen aus unserem Gönnerfonds Beschenkten tun. So sagen wir herzlich Dankeschön für jede Aufstockung des Abonnementsbeitrags; es liegt auf der Hand wie dadurch die Wirkung der ORIENTIERUNG vervielfacht wird!

Redaktion und Administration

ORIENTIERUNG erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

*Redaktion und Administration:*
Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 201 07 60
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

*Preise Jahresabonnement 1987:*
Schweiz: Fr. 38.– / Studierende Fr. 27.–
Deutschland: DM 47,– / Studierende DM 32,–
Österreich: öS 350,– / Studierende öS 240,–
Übrige Länder: sFr. 38.– zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 50.–/DM 60,–/öS 420,–
(Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnements in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 2.50/DM 3,–/öS 22,–

*Einzahlungen:* ORIENTIERUNG Zürich
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842/Schweizerische Kreditanstalt Zürich-Enge, Konto Nr. 0842-556967-61
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) Konto Nr. 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

# Bücherhinweis

Es ist keine unangemessene Vereinnahmung durch die Institution, sondern entspricht den geschichtlichen Tatsachen, Verantwortliche der Kirche, die zunächst für eine befreiende pastorale Praxis und sodann für deren begleitende Reflexion einstehen, als *Repräsentanten der Befreiungstheologie* vorzustellen. Dies tut der Walter-Verlag in seiner gleichnamigen Reihe, die letztes Jahr mit zwei kleineren Bänden über Dom *Hélder Câmara* und Erzbischof *Oscar Romero* eröffnet wurde.

Im Romero-Buch (mit Vorwort von N. Greinacher)[1] bietet *I. Martín Baró* eine treffliche Darstellung des historischen Kontexts der Worte des ermordeten Erzbischofs, d.h. er schildert die politische Entwicklung in El Salvador in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre und wie sich die Situation des «geschundenen Volkes» Anfang 1980 zuspitzte (11-44). Von den Texten (45-136) ist hervorzuheben die erstmalige deutschsprachige Veröffentlichung des dritten Hirtenbriefes von Monseñor Romero: «Kirche und politische Volkorganisationen» (45-90), sodann seine Botschaft an die US-Kirchen von 1979 sowie sein Vortrag in Löwen und sein Brief an Präsident Carter vom Februar 1980.

Der soeben erschienene 3. Band der Reihe ist *Paulo Evaristo Arns,* dem «Kardinal der Ausgebeuteten»[2] gewidmet. Herausgeber *Horst Goldstein* hat verschiedene brasilianische Materialien übersetzt und aktualisiert. Er führt uns sowohl den «Alltag» des Erzbischofs wie seine Herkunft von einer Familie mit 13 bzw. 15 (inklusive zwei adoptierten) Kindern im Süden Brasiliens vor Augen. Vor allem aber wird sein unermüdlicher Einsatz für die Menschenrechte, sein Eintreten für einzelne Verschwundene, Gefolterte wie seine freimütige Herausforderung von Politikern anschaulich geschildert. Der Hauptteil des Buches (30-164) ist eine fortlaufende Berichterstattung über Initiativen und Interventionen, Ehrungen und Anfeindungen, Erfolge und Rückschläge in den Jahren 1973 (Kardinalsernennung) bis April 1986 (Papstbrief an die brasilianischen Bischöfe). Wünschenswert für eine 2. Auflage wären eine übersichtliche tabellarische Chronik der wichtigeren politischen und kirchlichen Ereignisse sowie vielleicht ein paar Erklärungen zur politischen Struktur Brasiliens. Erfreulich ist, daß Kardinal Arns, zumal im Anhang (171-211), auch in zusammenhängenden Texten zu Wort kommt. In der Fülle des Berichteten fragt man ja unwillkürlich nach seinem reichen geistig-kulturellen Hintergrund, der seiner vom Evangelium inspirierten Menschlichkeit die Dimension einer so unwahrscheinlichen Weite schenkt.

*L.K.*

[1] Oscar Arnulfo Romero. Blutzeuge für das Volk Gottes. Olten 1986, 140 S., Fr. 18.50, DM 19.80.

[2] Olten 1987, 218 S., Fr. 18.50, DM 19.80.